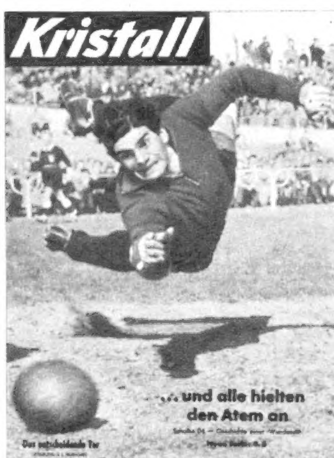

Kristall
Hamburg • 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 • ■ • Nr. 13 •
... und alle hielten
den Atem an
Schalke 04 – Geschichte einer ›Wunderelf‹
Neue Serie beginnt: Seite 8
Das entscheidende Tor
TITELFOTO: J. J. HERSCHEL

Kristall

Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen

13. Jahrgang · Heft 13

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Der erst 18jährige J. J. Herschel schoß dieses Meisterfoto eines Fußballtorwarts. Das Gesicht ist von Spannung fast verkrampft, der Körper nur noch Ausdruck eines unbändigen Willens. Wird er den Ball bekommen? Das ist der einzige Gedanke des Mannes, der durch die Luft hechtet. Nur noch Sekunden, dann wird der Beifall von Zehntausenden aufrauschen. Aber werden sie nicht ein Tor des Gegners beklatschen? In diesem Fall war es so: der fliegende Torwart erreichte den Ball nicht mehr.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Dr. Erwin Lausch.
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld.
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann, Dieter Einicke.
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig.
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin.
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow.
Verlagsleiter: Ernst Naumann.

Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung.

Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Tel. 24 81 81. Anzeigenpreisliste Nr. 13.

KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.

Auslandpreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr. 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Hände weg vom Menschen!

Schon seit einigen Jahren ist es möglich, mit Hilfe von Kontrastmitteln röntgenologisch das Geschlecht des Kindes zu bestimmen. Ebenso gelingt es, aus dem Fruchtwasser gewisse Stoffe festzustellen, die nur beim männlichen Geschlecht nachweisbar sind. Mit Hilfe einer von den Engländern Davidson und Smith entwickelten Methode zeigen sich bei mikroskopischen Blutuntersuchungen in bestimmten weißen Blutkörperchen (segmentkernige neutrophile Leukozyten) typische Kernanhänge, die sich in überwiegendem Maße beim weiblichen Geschlecht finden.

Dr. H. LÜSSE, Sundern, Sauerland

Seit langem ist mir klargeworden, daß die Biologie in sich Möglichkeiten enthält, die wesentlich gefährlicher sind als das, was aus den Abwegen von Physik und Technik resultieren kann. (Leider hat das Schreckgespenst der Atombombe alle anderen Schreckgespenster verdrängt.)

Denn Physik und Technik stellen ›nur‹ vor die Frage, ob und wie wir mit der durch sie veränderten Gestalt des Lebens fertig werden. Etwa ob und wie wir die entstehende Freizeit erfüllen oder vertun. Welche menschlichen Äquivalente wir finden, um den maschinellen und institutionellen Apparat nicht über uns Herr werden zu lassen. Oder was wir tun können, um eine unkontrollierte Übermacht der technischen Mittel zu verhindern. Die biologischen Möglichkeiten des Eingriffs aber — etwa die hormonale Konzeptionsverhütung, die Bestimmung des Kind-Geschlechts, die charakterverändernden Eingriffe — rühren an die Elemente des Lebens selbst. Indem sie in großem Stile Leben verhindern und personales Leben zerstören und menschliche Roboter aus uns machen können, heben sie die Möglichkeit ethischer Lebensbewältigung überhaupt auf. Sie vergreifen sich am Felde des Bios (Leben) selbst, auf dem sich zuallererst die ethische Chance und damit die Möglichkeit der Humanität überhaupt ergibt. Darum sind diese Eingriffe unvergleichlich elementarer.



Foto: dpa

Prof. D. Dr. Thielicke

Das wird um so deutlicher, als die physikalisch-technischen Veränderungen der Welt trotz und wegen ihrer zerstörerischen Möglichkeiten den Menschen gerade vor die letzten Fragen seines Daseins stellen — so sehr, daß die religiöse Frage und auch ein neues Philosophieren von dorther erweckt werden.

Solange das Äußerste noch nicht über uns hereingebrochen ist und wir noch vor den offenen Möglichkeiten stehen, ist die Gnadenzeit der Besinnung. Unsere Aufgabe kann deshalb nicht nur darin bestehen, verhängnisvolle Entwicklungen abzubiegen — wie wenige von denen, die diese Artikel gelesen haben, können Einfluß darauf nehmen! —, sondern noch mehr darin, der Frage nachzusinnen: Sollte es nicht doch einen Schöpfungsentwurf des Menschen geben, der unantastbar bleiben muß?

Trotz aller schrecklichen Gedanken, die einem bei der Lektüre solcher Aufsätze kommen, freue ich mich doch über sie, weil die letzten Fragen dadurch entbunden werden. Die Frage nach Gott, denn die steckt ja hinter allem, ist immer jung und immer neu.

Man kann KRISTALL jedenfalls nur danken, daß Ihre Aufsätze, die äußerlich als Reportagen aufgemacht sind, unüberhörbar auf solche Besinnungen drängen. Es ist ein Stück säkulärer Seelsorge, die damit getrieben wird.

Professor D. Dr. Helmut THIELICKE, Hamburg, Direktor der Seminare für Systematische Theologie u. Sozialethik

Kurzschluß beim Star

KRISTALL glaubt, in Nr. 11 die heutigen Stars verteidigen zu müssen. Leider hat man bei den Künstlern oft das Gefühl, daß es ihnen weniger darum zu tun ist, das Publikum mit ihrer Kunst zu beglücken, als vielmehr durch möglichst viele Gastspiele möglichst viel Kapital aus ihm herauszuschlagen. Und dann wundern sie sich, daß die Gesundheit einen solchen Raubbau nicht mitmacht.



Foto: Nordbild

Mario Lanza

Carola ROLLER, Wien

Schön, daß für das aufreibende Leben eines modernen Stars auch jemand mit einer menschlichen Regung eintritt. Und liebenswert, daß eine Frau es ist, die die Schwächen des geplagten Künstlers in Schutz nimmt.

Otto HERRFURTH, Wiesbaden

Man sollte die Dinge nüchtern betrachten. Singen ist ein Handwerk wie Schreiben oder Tanzen oder Schlittschuhlaufen auch. Wer sein Handwerkszeug nicht in Ordnung hält, darf sich nicht wundern, wenn es plötzlich nicht mehr funktioniert.

Karl HALLSTEIN, Stuttgart

Kaspar-Hauser-Erinnerungen

Meine Mutter besaß eine Broschüre über Kaspar Hauser, die in Baden — wir wohnten in Freiburg — streng verboten war. Darin wurde der Nachweis geführt, daß der geheimnisvolle Fremdling ein badischer Prinz gewesen sei. In unserer Familie gab es des weiteren eine mündliche Überlieferung, die auf die Amme des Prinzen, Frau Schindler, zurückging. Major Hennenhofers Grab auf dem Alten Friedhof in Freiburg wurde Jahre hindurch am Allerseelentage mit einem Kranz aus garstigen Disteln geschmückt, und eine Widmung lautete: ›Dem Mörder Kaspar Hausers‹.

Dr. Hermann HIEBER, Braunau/Waldeck

Gespenster auf hoher See

Ein Bravo dem wackeren KRISTALL, daß nun nach U-Booten und Afrikakrieg auch einmal ein so wenig bekanntes Kapitel deutschen Heldentums aufgeschlagen wird. Meine Kameraden und ich, die wir Überlebende des Hilfskreuzerkrieges sind, lesen es mit Spannung.

Peter WEINERT, Goslar a. Harz

Ach, hätte doch KRISTALL nun geschwiegen! Es ist einfach nicht wahr, daß moderne Kriege, und der letzte gehörte bereits dazu, noch eine Spur ritterlicher Turnierkämpfe besitzen, wie Ihr Schreiber es darzustellen versucht. Diese Art Glorifizierung führt genau dahin, wo wir herkamen.

Hansgeorg WACKER, Lindau a. Bodensee

Weitere Leserbriefe Seite 34

Ein Schnappschuß — mit RETINA und KODACHROME



Für gute Bilder RETINA



Das schätzt man am
KODACHROME-Farbfilm:
Farbecht wie die Wirklichkeit
Immer gleichbleibende Emulsion
Projektionsfertig gerahmte Diapositive ohne Mehrkosten
Farbige Vergrößerungen direkt vom Dia
36 er Patrone DM 21.—
20 er Patrone DM 13.95



Fragen Sie Ihren Photohändler nach der RETINA
KODAK AG. STUTTGART-WANGEN

RETINETTE I	DM 138.-
RETINETTE II	DM 177.-
RETINETTE IIB	DM 228.-
RETINA IB	DM 258.-
RETINA IIC	DM 327.-
RETINA IIIC	DM 447.-
RETINA REFLEX	DM 588.-

Kodak

P78

EINE NEUSCHÖPFUNG INTERNATIONALEN STILS



Exklusiv fotografiert für Peer de Luxe: Hotel Schloß Kronberg / Taunus.

PEER

FILTER

de Luxe



Das großzügige, nur wenigen Cigaretten der Weltklasse vorbehaltene Format de Luxe ermöglicht die Verwendung einer betont leichten Mischung, die durch eine besonders klare Geschmacksnote charakterisiert wird.

10 Stück

GOLD-MUNDSTÜCK

DM 1,–



Hamburg · 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 · LZ · Nr. 13 · 60Pf

Fot

In neun Wochen allein in Deutschland 900 000mal verkauft: der ›Colonel-Bogey-March‹, den die Gefangenen im Film ›Die Brücke am Kwai‹ pfeifen

Schlager kennen keine Grenzen

VON FRITZ LANGOUR

Eine Melodie wird geboren, gewollt oder zufällig, heimlich oder in aller Öffentlichkeit, spielerisch oder hart erarbeitet. Und plötzlich kennt sie jeder. Weil Radiowellen sie in die Welt tragen? Aber schon im 15. Jahrhundert wanderten François Villons Bänkellieder ohne Funk, gepfiffen und gesungen, durch Frankreich, un im 19. Jahrhundert beschwerte sich Heinrich Heine, weil ihn au Schritt und Tritt das Lied ›Wir winden dir den Jungfernkranz verfolgte. Schlager und Gassenhauer — wo liegt ihr Geheimnis



Foto : dp

Hingebungsvoll hängen sie an seinen Lippen. Von Elvis Presley wurden in zwei Jahren 52 Millionen Schallplatten umgesetzt. Jetzt kommt er als Soldat nach Deutschland.

Foto : Polydor/Rudolph

Harte Arbeit gehört dazu, bis ein Schlager seinem Publikum vorgestellt werden kann. Hier probt Werner Müller mit dem RIAS-Tanzorchester, das durch Rundfunk und zahlreiche Tourneen zu einem Begriff für modernen ›Big-Band-Jazz‹ wurde.

Hamburg. Reeperbahn. Man hat gezecht und gelacht. Und gesungen. Da nimmt der Schauspieler Ralph-Arthur Roberts ein Blatt Papier und schreibt ein neues Lied, Text und Melodie. Minuten später singt man im ›Café Lausen‹ begeistert: »Auf der Reeperbahn nachts um halb eins...« Rund 40 Jahre später taucht das Lied in dem amerikanischen Film ›Zeugin der Anklage‹ wieder auf. Es hat die Welt erobert, ist ein Schlager geworden.

Oder: Filmregisseur David Lean möchte, daß rund 200 Männer zwar zerlumpt, aber trotzdem wie Königlich Britische Soldaten in das Film-Kriegsgefangenenlager am River Kwai einziehen. Da pfeift er ihnen einen 44 Jahre alten Marsch vor, den kaum mehr jemand kennt: den ›Colonel-Bogey-March‹ des englischen Kolonialobersten F. J. Ricketts. Die Statisten pfeifen ihn nach und sind plötzlich bei ihrem Einzug ins Gefangenenlager sowohl zerlumpt als auch soldatisch. Kaum aber ist der Film angelaufen, da wird der Marsch zum Schlager: alle Welt pfeift ihn; in neun Wochen werden allein in Deutschland 900 000 Schallplatten davon verkauft.

Oder: 1937 vertont Norbert Schulze Hans Leips 1915 geschriebenes Gedicht ›Lili Marleen‹. 1941 singt es Lale Andersen im Soldatensender Belgrad. Und Wochen später singen es die Soldaten aller Heere: Deutsche, Engländer, Amerikaner, ja sogar Russen.

Ebenfalls 1937 tanzten Lausbuben und würdige Herren, Mütter und halbwüchsige Töchter singend und pfeifend ›mit dir in den Himmel hinein‹, das Jahr 1939 konnte ›einen Seemann nicht erschüttern‹, 1944 pfiffen die Spatzen von den Dächern: ›Es geht alles vorüber‹, und 1952 schmetterte jeder Gassenjunge den ›Tango-Max‹.

Haben Funk, Film und Schallplatte, in neuerer Zeit auch das Fernsehen, die Schlager ›gemacht‹? Es scheint so. Blättern wir aber zurück in der Geschichte der Melodien, die die Welt eroberten, so stellen wir überrascht fest: der Schlager ist älter als Film, Funk, Schallplatte und Fernsehen. Er ist sogar älter als — sein Name!

Der legitime Vorfahr des Schlagers ist der Gassenhauer, das ›Gassenhaverlin‹ des Mittelalters, das vom Volk gesungene Lied. Wir wissen, daß im zwölften Jahrhundert selbst geistliche Lieder diesen Weg gingen, von fahrenden Sängern vor-, vom Volk immer wieder nachgesungen. Noch 1000 Jahre früher waren es die kecken Lieder, die der Pöbel von Rom wider den liederlichen Lebenswandel der Kaiserin Messalina plärrte oder wider die Verschwen-



Foto: dpa

Ihre volle, metallisch klingende Stimme machte die charmante Caterina Valente zu Deutschlands beliebtester Schlager-Sängerin. In sechs Sprachen erklingen ihre Lieder.

dungssucht am Hof, und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sang ganz Frankreich die aggressiven Verse des Vagabunden-Dichters François Villon. Wenn ein Schlager also eine Melodie ist, die jeder kennt und singt, dann war Johann Sebastian Bachs ›Willst du dein Herz mir schenken‹ ein ›Schlager‹ der Barock-Zeit. Und daß ›Wir winden dir den Jungfernkranz‹ ein Schlager war, schließen wir aus Heinrich Heines Klage: »Selbst die Schusterjungen pfeifen (es) jetzt schon auf der Straße!«

Beweise genug, daß ein Lied oder eine Melodie nicht der Verbreitungsmittel moderner Technik bedürfen, um zu Schlagern zu werden. Sie überwinden alle Grenzen, oft auch ›von Mund zu Mund‹.

Wie kommt das?

War es, vor dem ersten Weltkrieg, die Frivolität jener Texte wie ›Auch die Tugend hat ihre Grenzen‹? War es — 1949 — der Ausdruck einer allen gemeinsamen Sorge: ›Wer soll das bezahlen?‹ War es — 1958 — der politische Hintergrund: ›Der Alte bleibt ...‹? Man könnte es vermuten.

Aber die von einer Violine dünn und klagend vorgetragene Melodie aus ›La strada‹ hat keinen Text, und wer je ein Sechstagerennen im Berliner Sportpalast erlebte, weiß, daß es dort einen Walzer gibt, von dem man nur die gepfiffene Melodie kennt. Was ist es, das so unberechenbar von den Menschen Besitz ergreift? Keiner weiß es. Wüßte es jemand, er könnte sich binnen kurzem in Gold und Edelsteinen aufwiegen lassen. Denn der Schlager ist, unter anderem, ein Geschäft.

Immer wieder finden Schlager-Komponisten und -Texter das, was gerade ›einschlägt‹. Dabei kommen sie keineswegs immer auf funkelnagelneue Ideen: ›Trink, trink, Brüderlein trink‹ hatte jahrelang mit anderem Text in Amerika gelegen, ehe es der Massenchor zechfroher Gesellschaften wurde; das ›Limelight‹-Motiv ist in Tschaikowskijs klangvollem b-moll-Klavierkonzert vorgezeichnet; Liszts ›Liebesträume‹ waren allenfalls in musikalischen Salons zu Hause, ehe ein findiger Kapellmeister sie im richtigen Augenblick, rhythmisch auffrisiert, zur Massenware, zum Schlager machte. Nicht zu vergessen jene ganz besondere Art von Schlagern, die, auf nationaler oder internationaler Ebene, einfach nicht totzukriegen sind, die ›Evergreens‹, wie etwa ›Bei dir war es immer so schön‹, ›Ich küsse Ihre Hand, Madame‹ oder der Schlager ›Valencia‹, den Helmut Zacharias jetzt auf Platte spielte. Er ist in den zwanziger Jahren bereits einmal ein Erfolg gewe-

Fortsetzung Seite 22

Fo

Auch die ›Show‹ gehört zum Schlagergewerbe. Als Bananen-Pflücker zurechtgemacht singt Freddy Quinn den ›Banana-Boat-Song‹. Der frühere Seemann, der heute Deutschlands Schlagerkönig ist, ersang sich bereits mit seinem ersten Lied ›Heimweh‹ in sechs Monaten eine ›Goldene Schallplatte‹, den Wunschtraum jedes Schlagersängers.

.. UND ALLE HIELTEN DEN ATEM AN



VON CURT RIESS

So kennt sie jeder, die Männer aus Schalke bei Gelsenkirchen. Im Kampf um die Deutsche Meisterschaft 1958 wurde Krämer von Kreuz vertreten, für den verletzten Soya trat Siebert an. Das Spiel wurde die vorläufige Krönung.

Ein Mann, der die Geschichte des Sports in unserem Jahrhundert kennt wie kaum ein anderer, schrieb diesen erregenden Bericht: Curt Riess, in den zwanziger Jahren Sportredakteur einer großen Berliner Zeitung. Er sah viele der großen Begegnungen in den Sportarenen unserer Erde, er kennt die dramatischen Hintergründe von Siegen und Niederlagen: ob es um den ersten Marathonlauf auf der klassischen Strecke in Griechenland geht oder um Max Schmelings Weg zur Box-Weltmeisterschaft, um die mörderischen Sechstagerennen im Madison Square Garden, New York, oder um die phantastische Geschichte des siebenfachen Deutschen Fußballmeisters ›Schalke 04‹. Das alles ist mehr als Sportgeschichte. Es ist ein Stück Geschichte unseres Jahrhunderts. In dieser Folge: der hinreißende, sensationsgeladene Kampf von 1934, ›Schalke 04‹ gegen den ›1. FC Nürnberg‹, in Berlin.

Der Arzt richtet sich auf, schüttelt den Kopf. »Ich nehme an, Sie haben einen Muskelriß, Herr Kuzorra«, sagt er langsam. »Natürlich kann ich bei einer so oberflächlichen Untersuchung keine Gewähr übernehmen . . .«

Ein Muskelriß. Der Mann auf dem Hotelbett im Berliner ›Russischen Hof‹ hält die Augen geschlossen. »Hat der Arzt in Gelsenkirchen auch gesagt«, murmelt er.

»Und Ihnen selbstverständlich verboten, Fußball zu spielen!«

Kuzorra lächelt dünn. »Verboten . . . so einfach ist das nicht . . . in ein paar Stunden spielen wir um die Deutsche Meisterschaft!«

Der Arzt hat sein Köfferchen gepackt. »Ich halte es für Wahnsinn, Fußball zu spielen, wenn man einen Muskelriß hat.«

»Sie sind ja nicht sicher, ob ich einen habe!«

Der Arzt geht zur Tür. »Nein, sicher bin ich nicht.« Er wendet sich noch einmal zum Bett. »Allerdings könnte es auch etwas anderes sein, etwas . . . viel Unangenehmeres . . .«

»Nämlich?«

»Ein Leistenbruch!«

Der Mann auf dem Bett rührt sich nicht. Aber er öffnet langsam die Augen. »Ein Leistenbruch? Und wenn es einer wäre?«

»Dann wäre es Selbstmord, wenn Sie heute an dem Spiel teilnehmen!«

Der Arzt geht. Der Mann auf dem Bett schließt die Augen.

Zwei oder drei Minuten später kommt Fritz Szepan, der blonde, hübsche, schlanke Fritz, herein. »Na — was ist?«

Kuzorra ist mit einem Sprung vom Bett herunter. »Es ist nichts. Ich habe gestern abend etwas zu Schweres gegessen . . . Er hat mir ein Mittel gegeben . . . Sonst ist ganz bestimmt nichts!«

An diesem Tag — es war der 24. Juni 1934 — schien halb Berlin nach dem Post-Stadion unterwegs,



Foto: Nordbild / Aer

Schalke 04 – Geschichte einer ›Wunderelf‹

eit Tagen hatten die sportbegeisterten Berliner von nichts anderem geprochen als von diesem Endspiel wischen ›Schalke 04‹ und dem . FC Nürnberg‹, dem berühmten üddeutschen Verein mit der größten radition. Der Himmel war wolkenos blau, die Hitze schon um 10 Uhr ast unerträglich.

Die Männer aus Gelsenkirchen pielten nicht zum ersten Male in erlin. ›Schalke 04‹ gehörte seit Jahen zu den großen Fußballklubs eutschlands. Aber es war die erste eutsche Meisterschaft, die der Verin in Berlin austragen sollte. Grund enug, Lampenfieber zu haben . . .

Es gab noch andere Gründe. Die etzten Spiele der ›Knappen‹ — so vurden die Spieler von Schalke im olksmund genannt — waren zwar ut ausgegangen, aber sie hatten keieswegs die Souveränität, die Überegenheit bestätigt, von der die resse sprach. Überhaupt, die Presse: s wäre den Spielern fast lieber gewesen, wenn die Zeitungen sie nicht so einmütig als Favoriten bezeichnet hätten. Denn Favorit sein bedeutet, daß man von Anfang an alles zu verlieren, der Gegner aber alles zu gewinnen hat.

Der Vorverkauf zu diesem Endspiel war übrigens alles andere als hervorragend gewesen. Nicht einmal die Hälfte der 45 000 Eintrittskarten war bis einschließlich Sonnabend abgesetzt worden. Aber am Sonntag ging es los. In aller Frühe schon trafen die Sonderzüge aus dem Ruhrgebiet und aus dem Fränkischen ein. Unter denen, die dem Post-Stadion zustrebten, fanden sich erstaunlich viele Männer in ›Krachledernen‹. Die aus dem Ruhrgebiet hatten zwar keine Hosen besonderer Art, aber sie trugen Fähnchen mit den blau-weißen Farben von Schalke.

Gegen drei Uhr hatte sich der Himmel bedeckt, die Hitze ließ nach, eine frische Brise kam auf, ja sogar ein feiner Sprühregen fiel nieder, und das war allen recht: der Platz war nun weniger staubig. Aber es regnete nur fünf Minuten.

Die Erregung war unbeschreiblich. Von den Bayern dröhnten Sprechchöre über das Stadion: »Erster F-C-N!« Dazwischen dumpfe Kuhglocken, die sie mitgebracht hatten. Die von der Ruhr antworteten mit einem Lied: »Blau und Weiß, wie lieb ich dich!«

Die Schalke-Männer hörten es in der Kabine, wo sie bereits auf ihr Spiel warteten. Es war nicht das erste Mal, daß sie in der Schlußrunde standen. Letztes Jahr war es schiefgegangen. Heute durfte es nicht schiefgehen . . .

*

Sie waren einen weiten Weg gekommen. Der namenlose Verein, der zuerst gar keine Spielerlaubnis erhalten sollte, war in die deutsche Spitzenklasse vorgedrungen. Genau besehen war der Weg noch viel weiter. Denn wer waren diese jungen Leute, die für ›Schalke 04‹ Fußball spielten? In der Presse wurden sie manchmal ›Reviermenschen‹ genannt. Sie waren die Enkel und die Urenkel derer, die an die Ruhr gekommen waren, als dort in dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die Industrialisierung einen so mächtigen Aufschwung nahm. Sie waren die Nachkommen von zugewanderten Arbeitern aus Irland, Wales, Schlesien, Ostpreußen, Polen. Sie waren zwischen Schlackenhalden, Fördertürmen und Hochöfen groß geworden. Fußball bedeutete für sie nicht Entspannung, Hobby, Sport. Fußball war für sie das Ventil, das Entkommen, die Rettung, das Leben.

Schon als Kinder hatten sie auf den Gehsteigen vor den winzigen Arbeiterhäusern Fußball gespielt. Die Bälle hatten aus Stoffetzen bestanden, manchmal waren es auch leere Konservendosen. Die Kellerfenster der zechen-eigenen Häuser wurden

Tore, sehr zum Entsetzen der Besitzer: fast täglich waren irgendwelche Scheiben dieser Fenster zertrümmert.

Wie war das dagegen in Berlin, in Hamburg oder Fürth? Wie begann die Karriere der großen Fußballstars, die von dort kamen? An irgendeinem Geburtstagsmorgen, dem zehnten oder zwölften, lag ein Fußball auf dem Tisch, ein richtiggehender Fußball! Ganz vorsichtig setzte das Geburtstagskind ihn zu Boden, tippte ihn mit dem Fuß an, lief durchs Zimmer, stoppte ihn, trat heftiger, immer heftiger, der Fußball flog gegen die Wand, die Vase fiel vom Tisch, die Stühle kippten um, es setzte Ohrfeigen von der empörten Mutter. Aber was tat das alles? Was gab es Wichtigeres auf der Welt als den Fußball?

In Schalke, dem Vorort Gelsenkirchens, gab es kaum einen, der reich genug gewesen wäre, seinem Sohn einen Fußball zu kaufen. Nicht einmal der Verein, der gegründet worden war, um Fußball zu spielen, hatte Geld genug für einen solchen Kauf. Das erste Spiel, das er ausgetragen hatte, war mit einem geliehenen Ball bestritten worden — von jungen Burschen, deren Mütter ihnen ausdrücklich untersagt hatten, mitzuwirken. Denn Fußballspiel, davon waren sie überzeugt, ruinierte das Schuhwerk in unverantwortlicher Weise. Und die ersten Spiele waren nur möglich gewesen, weil die Söhne der Zechen- und Hüttenarbeiter, der Dreher und Fräser sich ihr Taschengeld zusammensparten — um Fußball zu spielen, oder um zuzusehen.



Foto: Schirner

dramatischer Augenblick: Zwei nner kämpfen verbissen um den l. In solchen Augenblicken geht oft um Sieg oder Niederlage.

Kampf mit den Bürokraten

Sie kamen aus Schalke, einem kleinen Dorf im Industriegebiet, wie es überall in der Welt sein könnte. Aber dieses unbedeutende Dorf wurde berühmt, wurde ein Stück Sportgeschichte, weil diese Männer von dort kamen. Der Platz, wo alles begonnen hatte, der Markt, nur eine halbe Wegstunde vom Gelsenkirchener Hauptbahnhof entfernt, war eingerahmt von Arbeiterhäusern, und dahinter türmten sich die Fabrikhallen mit ihren Schloten, die Fördertürme der Zechen und ein Himmel, der niemals klar war, sondern schwefelgelb, gewitterschwarz oder blutigrot.

Der ›Sportklub Westfalia‹, der schließlich gegründet wurde von lauter blutjungen Burschen, die sich einen älteren Steiger zum Vorsitzenden wählten — er hatte ein paar Spielen zugesehen und war bereit: »Jau, ich dau et!« — ›Westfalia‹ durfte vorerst nicht gegen andere Fußballklubs spielen. Es war ein sogenannter ›wilder‹ Verein, wurde nicht in den Fußball-Bund aufgenommen. Dort galt nicht Spielbegeisterung, sondern Bürokratie, dort saßen Herren, die auf dem Standpunkt standen: »Wer Fußball spielt, bestimmen wir!«

Im Falle ›Westfalia‹ bestimmten sie es dann doch nicht. Die jungen Burschen fanden einen Ausweg, sie schlossen sich an den ›Turnverein Schalke‹ als Fußballabteilung an, und da der Turnverein ein Mitglied des Westdeutschen Spielverbandes war, bestand für die ewigen Bürokraten keine Möglichkeit mehr, ihnen das Fußballspiel zu verbieten.

Zwei Jahre später brach der große Krieg aus, und es dauerte fünf Jahre, bis man bei Schalke wieder anfangen konnte. Zwei Jungen taten sich damals hervor. Sie waren mit ihren Eltern schon vor dem Kriege nach England gegangen und jetzt zurückgekommen. Nun zeigten sie ihren Kameraden, wie man es drüben, im Mutterland des Fußballs, machte. Wieder gab es Schwierigkeiten mit den Bürokraten, die angeordnet hatten, daß es zwei Jahre lang keine Auf- und Abstiege geben solle, daß die Vereine also in den Klassen bleiben müßten, in denen sie sich bei Kriegsende befanden: ein Hemmschuh für die jungen Leute aus Gelsenkirchen. Wenig später trennten sie sich von dem Turnverein — im Zuge der großen Trennung zwischen Turnen und Sport im Jahre 1924 — und bildeten unter dem Namen ›FC Schalke 04‹ ihren eigenen Klub unter dem Vorsitz von Fritz Unkel. Kohlenhändler von Beruf, einst Vorsitzender des Turnvereins, der mit den Fußballern vom Verein absprang. Damals wurden auch die Farben Blau-Weiß für ›Schalke 04‹ erkoren.

Und von da an war es steil nach oben gegangen.

Nürnberg ist unerschütterlich

Ja, man war einen weiten Weg gekommen. Seit jenem Tage, zu Beginn des Jahrhunderts, da man mit Stoffbällen und Konservenbüchsen gespielt hatte, seit dem Jahre 1912, da man offiziell Fußball spielen durfte, seit der Gründung des Fußballklubs, seit dem Jahre 1926, als der unbekannte Spieler Ernst Kuzorra das Siegestor gegen Essen schoß, womit der Aufstieg zur A-Klasse in der Ruhr-Liga geschafft war. Ein weiter Weg von Gelsenkirchen nach Berlin, aus dem ›Kohlenpott‹ mit dem schwarzen Rauch der Schlote und den giftiggelben Abgasen, aus der Welt, die ständig in eine Dunstglocke gehüllt war, die stets den dritten Teil der Sonnenstrahlen verschluckte. Aus dieser Welt kamen die ›Reviermenschen‹, die in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren aus allen Teilen Europas dorthin zusammengeströmt waren, um Bergarbeiter und Hüttenleute zu werden, Handwerker und Angestellte. Dabei blieben die Angestellten und Handwerker in der Minderzahl, die meisten arbeiteten unter Tage, sie schufteten Kilometer tief in der Erde, sie arbeiteten an den Hochöfen, sie vergossen Ströme von Schweiß. Um so wichtiger, um so entscheidender der Sonntag. Und was war ein Sonntag ohne Fußballspiel?

Die jungen Männer, die es gewohnt waren, schwer zu arbeiten, die manchen Stoß vertragen konnten und manche Gefahr auf sich nahmen, waren nicht zimperlich, wenn es ans Training ging. Für ihre Lungen, Muskeln und Knochen, die schon ein Menschenalter strapaziert worden waren, bedeutete das Fußballspiel geradezu eine Erholung. Und es fiel ihnen nicht schwer, enthaltsam zu bleiben in den Trainingszeiten, nicht zu trinken, nicht zu rauchen. Das Geld war ohnehin knapp. Ihre Welt war der Fußball.

*

Langsam rückte der Zeiger der großen Uhr in der Nordkurve des Post-Stadions auf die Fünf. Der Lärm war unbeschreiblich, die Zuschauer befanden sich in jener typischen Endspielerregung, die nur begreift, wer sie je erlebt hat. Sprechchöre der Nürnberger. Glockengeläut. Gesang der Zuschauer aus dem Ruhrgebiet.

Dann prasselte Beifall, als die beiden Mannschaften aus dem Tunnel ins Stadion einliefen. Zuerst die Schalker, an der Spitze Ernst Kuzorra, in hellblauen Hemden, kurzärmlig und mit weißen Hosen. Dann die Nürnberger in roten Jerseys und schwarzen Hosen.

Der Berliner Schiedsrichter Alfred Birlem war schon auf dem Platz. Es konnte losgehen.

Von der ersten Sekunde an wurde den Zuschauern klar: die Männer aus Gelsenkirchen waren nicht so überlegen, wie man vermutet hatte. Es waren die Nürnberger, die die Initiative ergriffen, die sofort in den Angriff gingen. Sie spielten ruhig, ja geradezu souverän. In den Vorschauen der Presse waren sie ja bereits geschlagen. Was konnte ihnen noch geschehen?

Bei Schalke war alles anders. Bei Schalke hätte, nach den Voraussagen, alles klappen müssen. Aber es klappte eigentlich nichts. Es ging immer nur um Bruchteile von Sekunden, nur um Bruchteile von Metern daneben. Es kam immer irgend etwas dazwischen. Gleich in der zweiten Minute drängten die Schalke-Spieler bis vor das Nürnberger Tor. Aber der Ball wurde noch einmal abgegeben. Die Nürnberger Verteidiger hatten Zeit, sich wieder einzuschalten.

Das wiederholte sich. Einmal. Zweimal. Dreimal. Die Schalker zögerten und zögerten mit dem Schießen — und dann war es vorbei.

Der Nürnberger Sturm operierte unbedenklicher. Als der Halblinke Schmitt am Tor von Schalke den Ball hatte und Zajone, den sie Schalkes ›eisernes Pferd in der Abwehr‹ nannten, ihn angriff, da knallte der Nürnberger ihn einfach an. Gleich darauf mußte Schalkes Torhüter Mellage wieder aus dem Tor stürzen, um einen Schuß von Gussner, dem Nürnberger Rechtsaußen, zu verhindern.

Schalke, der haushohe Favorit, war in der Defensive.

Aber vielleicht sollten wir, bevor das Spiel weitergeht, ein paar jener Spieler von Schalke vorstellen, deren Namen auch später immer wieder auftauchten.

Rechter Läufer war Otto Tibulski, ein original ›Schalke-Gewächs‹, gerade zwanzig Jahre, klein, mit Kopf. Mittelläufer: Fritz Szepan, groß, bildhübsch, hellblond, sehr geschmeidig und wendig, einer der Stars der Mannschaft, der bereits in die Ländermannschaft geholt worden war. Rechtsaußen: Ernst Kalwitzki, ein Durchreißer, wie er im Buche stand. In Gelsenkirchen geboren, hatte dort aber für einen anderen Verein gespielt, bis er zu Schalke kam. Der gefährlichste Torschütze. Halbrechts: Adda Urban, ebenfalls in Schalke geboren, erst neunzehn Jahre, eine ungewöhnliche Naturbegabung. Viele behaupteten, er spiele manchmal schon so gut wie der große Kuzorra, halblinks, damals achtundzwanzig, das eigentliche Haupt der Mannschaft, einer, der einfach alles konnte, mit Kopf spielen, mit Elan spielen, der immer den richtigen Augenblick erkannte, der niemals seine Fassung verlor, auch jetzt nicht, obwohl er schon nach wenigen Minuten die Lippen zusammenpressen mußte, denn die Schmerzen, die der Muskelriß ihm verursachte — daß es etwas Schlimmeres sein könnte, wollte er nicht einmal sich selbst eingestehen — wurden immer peinigender. Ob er das Spiel durchstehen konnte?

Die Männer von Schalke führten den Berlinern ein elegantes Spiel vor, das typische Schalke-Spiel, mit dem sie nach vorn gekommen waren. Sie, die harten ›Reviermenschen‹, spielten nicht hart, sie rempelten nicht, es gab bei ihnen keine Fouls. Sie spielten klassischen Wiener Fußball mit verwirrenden Kombinationen. Sie lockten den Gegner in ein Labyrinth, in dem er sich hoffnungslos hätte verlieren müssen. Alles war sehr geschickt angelegt, jede Falle eigentlich unentrinnbar.

Nur: die Nürnberger verloren sich nicht. Die Krönung der berühmten Schalkesche Kombinationen blieb aus. Es kam nicht zu den scharfen Schüssen, die sonst bei Schalke so schnell aufeinanderfolgten, als ob die Mannschaft nicht über elf, sonnern über mindestens zwei Dutzend Spieler verfüge ...

Nein, es gelang ihnen nichts. Die Nürnberger lehnten es einfach ab, sich von der Starmannschaft aus dem Ruhrgebiet imponieren zu lassen.

›Bumbas‹ weiß mehr ...

Neunte Minute: Kuzorra jagt mit dem Ball nach vorn, überspurtet zwei Nürnberger, gibt an Kalwitzki ab, der weiter stürmt, dann zu Nattkämper abgibt. Jetzt geht es wirklich um eine Zehntelsekunde. Würde Nattkämper etwas schneller zum Schuß ansetzen, dann wäre das Tor da. Köhl, im Nürnberger Tor, könnte den Ball nicht halten. Aber die winzige Verzögerung genügt ihm, um noch den rechten Arm hochzuschwingen und den Ball etwas abzulenken. Und so springt er nicht ins Tor, sondern an den Pfosten und von diesem zurück ins Feld.

Sofort haben die Nürnberger wieder Auftrieb. Sie sind jetzt nicht mehr zu halten, zeigen, was sie können, spielen ihr ganzes reichhaltiges Repertoire aus.

Unter dem Geläut von Kuhglocken und mächtigen Sprech-Chören der Männer von der Pegnitz stürmen die Nürnberger nach vorn. Schon liegt ein sicheres Tor für sie in der Luft. Friedel, der Nürnberger Mittelstürmer, köpft eine rechte Ecke, aber Mellage holt sich in der letzten Sekunde den Ball.

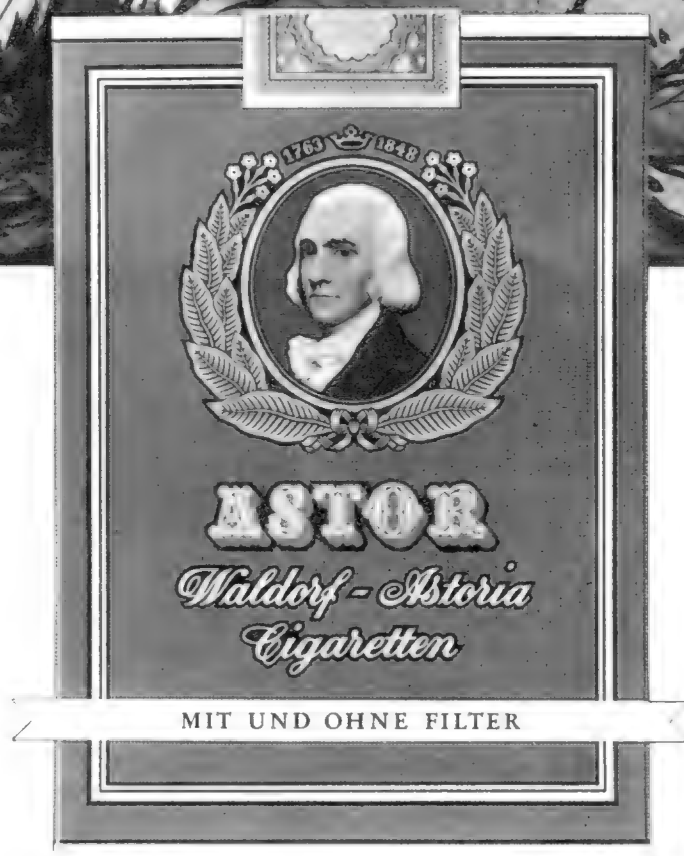
Eine zweite Chance: mit Wucht schießt der Nürnberger Zuitpold Popp aus einer Entfernung von vierzig Metern, aber das Leder geht knapp übers Tor ...

*

Der Trainer von Schalke sitzt auf der Bank, sieht dem Spiel zu. Seinem Gesicht ist nichts zu entnehmen, nichts von der ungeheuren Erregung, in der er sich befindet. Die Augenlider sind halb geschlossen, man könnte auf den ersten Blick glauben, der Mann sei im Begriffe einzuschlafen. Aber wer ihn kennt, weiß, daß Hans Schmidt, der als ›Bumbas‹ in

Fortsetzung Seite 12

Auf einer Woge von Erdöl wurde die Menschheit ins Maschinen=zeitalter getragen: Ohne Kraftstoff kein Motor, Automobil, Flugzeug. Vielerorts in der Welt, nahe den Erdölfeldern, stehen heute die silbern schimmernden Hochburgen der Technik, die Raffinerien des Rohöls. In stetem Fluß wird es in Benzin, Die=selöl und Hunderte von Nebenprodukten gespalten. So auch in den gewaltigen Anlagen vor der tropischen Küste von Vene=zuela, auf den Inseln unter dem Winde . . . In jenen Gewässern kreuzten einst auch, den Warenaustausch der Welt zu fördern, die Handelssegler des Reeders Johann Jakob ASTOR – Vorboten der mächtigen Tankerflotten von heute.



ASTOR-Cigaretten erhalten Sie auch in Italien, in Österreich und in der Schweiz, sowie in Brüssel auf der Weltausstellung

... UND ALLE HIELTEN DEN ATEM AN!

Fortsetzung von Seite 10

die deutsche Fußballgeschichte einging, keineswegs schläft, wenn seine Mannschaft spielt.

Erst vor einem Jahr hat man diesen Mann geholt, der aus der berühmten Fußballschule Nürnberg-Fürth stammt — einen typischen Bayern, der gern drauflosschimpfte, wenn ihm etwas nicht paßte —, und am Anfang paßte ihm sehr vieles nicht bei Schalke. Er fand, daß fast alles falsch gemacht worden sei, daß die Mannschaft, die in den letzten Jahren gewaltig nach vorn gekommen war, völlig umgekrempelt werden müsse, wenn man nicht einen rasanten Abstieg erleben wolle.

›Bumbas‹ drückte sich vielleicht ein wenig drastisch aus, aber im Grunde hatte er recht. Und die Schalker spürten es. Sie hatten ihn ja geholt, weil sie erkannten, daß in der letzten Zeit nicht alles so gegangen war, wie man erhofft hatte; besonders damals, als sie vor einem Jahr in der Endrunde gegen ›Fortuna Düsseldorf‹ gestanden hatten, die sie schon im Kampf um die Westdeutsche Meisterschaft hatten niederringen können. Man war nie so siegessicher gewesen wie vor diesem Meisterschaftskampf im Stadion Köln-Müngersdorf.

Dann kam die Katastrophe. ›Fortuna‹ hatte unter der großartigen Regie des Mittelstürmers Schorsch Hochgesang den Sieg an sich gerissen, die Düsseldorfer hatten Schalke sozusagen an die Wand gespielt, sie hatten 3:0 gewonnen. Sie hatten ihren Gegner nicht besiegt, sie hatten ihn deklassiert. »Hi, ha, ho«, hatte das Publikum gesungen, »Schalke geht k.o.«. Schalke, eben noch die deutsche Mannschaft schlechthin, wurde von vielen Fachleuten aufgegeben.

Damals hatte man ›Bumbas‹ geholt, damals hatte ›Bumbas‹ den Männern von Schalke seine Meinung gesagt: die Männer von Schalke hatten zu lange ›den gleichen Stiefel‹ gespielt, man kannte jetzt ihre Tricks, ihre Überraschungen waren keine mehr, ihre Kombinationen waren zu bekannt. Das alles mußte erst einmal geändert werden.

Aber nun, in Berlin, sah es so aus, als sei alle Mühe vergebens gewesen, als würde es wieder nicht klappen, als würde der Titel der Deutschen Meisterschaft wiederum nicht nach Gelsenkirchen kommen.

›Bumbas‹ saß ganz ruhig auf der Bank, äußerlich ruhig, aber vielleicht auch innerlich ruhiger als die Tausende, die aus dem Rheinland, aus dem Ruhrgebiet gekommen waren und schon zu verzweifeln begannen, weil die Ihren noch kein Tor geschossen hatten.

Denn er wußte mehr als die da droben auf der Tribüne.

Und dann pfiff der Schiedsrichter, und die Pause war da.

Das große Rätselraten beginnt

Und was nachher kommen sollte, war kein Fußball mehr, sondern einer der erregendsten Kämpfe, die man je zu sehen bekommen hatte. Ein Drama der menschlichen Leidenschaften, ein paar Minuten, die voll waren von Sensationen, wie man sie sonst in Jahren nicht zu sehen bekam. Ein paar Minuten, bei denen es auf jede Sekunde ankam.

Pause im Endkampf um die Deutsche Meisterschaft am 24. Juni 1934 im Post-Stadion zu Berlin. 45 000 Menschen sind gekommen, sie haben sich Sensationen versprochen — und nichts ist geschehen. Schalke hat enttäuscht, Nürnberg hat über Erwarten glänzend gespielt, hat vorübergehend — allerdings nur vorübergehend — die Situation beherrscht. Aber es gab kein Tor. Und viele glauben, daß auch die zweite Halbzeit keine Entscheidung bringen wird ...

Die Fachkundigen stürzen sich in Gespräche. Jeder weiß genau, warum es so gekommen ist, warum es nicht anders kommen konnte. Man lobt, man tadelt. Man preist, man reißt herunter. Man verhöhnt einander, man wird sogar handgreiflich.

Und dies alles um des Fußballs willen. Es gibt in dieser Welt der 45 000 Fußballfanatiker nichts anderes als eben den Fußball. Immerhin, wir leben in einer Woche, die für die Geschichte Deutschlands, für die Europas entscheidend sein wird. Hitler ist schon fast eineinhalb Jahre an der Macht. Die geheime Aufrüstung läuft auf vollen Touren. Aber hinter den Kulissen gibt es Schwierigkeiten. Der Reichswehr ist die SA ein Dorn im Auge. Der Stabschef der SA, Röhm, ist nicht gewillt, länger Gewehr bei Fuß zu stehen. Er will alle Macht für die SA. Er verlangt ein großes Aufräumen, er will Blut vergießen in riesigem Maßstabe.

Es wird konspiriert. Jeder konspiriert gegen jeden. Wenige Tage nur nach dem Endspiel um die Deutsche Fußballmeisterschaft wird Hitler Röhm niederknallen lassen, wird Göring ein furchtbares Morden unter den SA-Häuptlingen inszenieren, wird die Nationale Revolution für beendet erklärt werden. Wenige Tage noch ... Aber heute im Post-Stadion weiß niemand davon, will niemand davon wissen.

»Sie haben einen Leistenbruch!«

Pause zwischen den beiden Halbzeiten.

Ernst Kuzorra hat sich schwer auf die Massagebank fallen lassen. Der Trainer tritt an ihn heran.

Kuzorra flüstert: »Schmerzen ...«

›Bumbas‹ macht ein besorgtes Gesicht. Zwei Minuten später kommt er wieder mit dem Arzt. Es handelt sich



Foto: Schirner

›Bumbas‹ Schmidt, der ›Schalke 04‹ auf den entscheidenden Kampf vorbereitete, beobachtet hier aufmerksam seine Knappen. Alle verzagten. Aber ›Bumbas‹ wußte es besser ...



Foto: Schirner

Ein hervorragender Sportsmann und einer der besten Fußballer, die je in Deutschland spielten, war Ernst Kuzorra. Er ist mit der Geschichte von ›Schalke 04‹ unlösbar verbunden.

um einen jungen, blonden Mann mit intelligenten Augen hinter dicken Brillengläsern.

»Sie haben Schmerzen?«

»Es muß etwas sein, was ich gestern gegessen habe«, sagt Kuzorra.

›Bumbas‹ schüttelt den Kopf. »In Gelsenkirchen meinte der Doktor, daß es ein Muskelriß sei.«

»Möglich, aber ich glaube es nicht.«

»Es tut weh«, stöhnt Kuzorra. »Können Sie mir etwas geben?«

»Das ist kein Muskelriß«, beharrt der junge Arzt. »Der Mann muß sofort aufhören zu spielen!«

»Unmöglich!« murmelt Kuzorra.

»Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich keinerlei Garantie übernehmen kann, wenn Sie weiterspielen.«

»Garantie für was?«

»Für ... für Ihr Leben!«

»Aber was ist es denn?«

»Herr Kuzorra, Sie haben einen Leistenbruch!«

›Bumbas‹ entwickelt seinen Plan

Kuzorra hat unmenschliche Schmerzen. Erst jetzt wird ihm klar, wie furchtbar sie sind, wie grauenhaft sie schon die letzte halbe Stunde waren. Auf dem Spielfeld kommt man ja nicht zur Besinnung, da merkt man gar nicht, ob einem etwas weh tut, ob man noch Luft hat, da lebt man ja nur von Sekunde zu Sekunde.

»Ich kann Ihnen eine Spritze geben!« meint der Arzt.

»Eine Spritze?«

»Ja, eine Beruhigungsspritze ...«

»Aber dann könnte ich ja nicht weiterspielen!«

»Nein. das können Sie sowieso nicht.«

Kuzorra schüttelt den Kopf. »Dann will ich keine Spritze ... Ich muß ja weiterspielen ...«

Nebenan sitzen die Spieler und warten. Als ›Bumbas‹ herauskommt, sehen sie ihn fragend an. Er zwingt sich zu einem beruhigenden Nicken, als wolle er sagen: »Es wird schon alles in Ordnung gehen!«

Aber er sagt es nicht.

Die Spieler sprechen kaum miteinander. Sie sind nicht erschöpft, aber sie wissen, was die nächsten fünfundvierzig Spielminuten von ihnen fordern würden. Sie versuchen instinktiv, Kräfte zu sparen. Der Trainer setzt sich zu ihnen und entwickelte seinen Plan.

›Bumbas‹ war ein zu alter Hase im Fußball, als daß er mehr als ein paar Sätze gesprochen hätte. Er wußte, er konnte jetzt keine neue Strategie aufbauen. Die Spieler waren in diesem Augenblick nicht allzu aufnahmefähig, sollten es auch gar nicht sein. Sie sollten ihre Ruhe haben. Ein paar Stichworte mußten genügen.

Im nächsten Heft: Sensation im Post-Stadion — Das Blatt wendet sich.

In Colombo wartet man

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL



Fotos: Schröter

rauen und Kinder auf einem deutschen Hilfskreuzer Auf Schiff 10 sah es nach der Kaperung des englischen Versorgungsschiffes ›Nankin‹ wie auf einem Passagierschiff aus. Frauen und Kinder durften an Deck. e Lords hatten Bänke und für die Kinder Sandkästen zum Spielen gezimmert. Hier eine Engländerin mit ihrem australischen Mädchen — Idylle am Rande des ieges. Nur wenn die unter Deck in großen Räumen untergebrachten Gefangenen i… zweistündigen Spaziergang machten, durften die Frauen nicht bleiben.

vergebens!

Mit bisher unveröffentlichten einmaligen Fotos

Im Mai 1942: Unheimliche Schiffe — deutsche Hilfskreuzer — machen die Weltmeere unsicher. Unter ihnen, vor Australien, Schiff 10, auch ›Thor‹ genannt. Vor 30 Sekunden hat der Ausguck im Vortopp Mastspitzen entdeckt. Seit eineinhalb Monaten das erste Schiff! Der Kommandant ist bereits auf der Brücke. Der Obersteuermann koppelt im Steuerhaus den Kurs des gesichteten großen Dampfers mit. Wie ein Lauffeuer hat sich auf ›Thor‹ die Nachricht verbreitet: »Schiff in Sicht — die Jagd geht auf!«

Gegner läuft Nordnordwest«, ruft Obersteuermann Schlummer aus seinem Shap, dem Steuerhaus. »Das ist der Weg zum Persischen Golf«, sagt der NO, der Navigationsoffizier, Kapitänleutnant Siek. »Flugzeug klarmachen zum Aussetzen«, befiehlt sofort der Kommandant.

Das Wetter war ausgezeichnet. Die See spiegelglatt. Zehn Minuten später stand die ›Arado‹ Steenbocks hoch über dem gesichteten Schiff und machte Aufnahmen.

›Thor‹ ging auf Höchstfahrt. Der Bug hob sich. Das Achterschiff drückte sich dafür tiefer ins Wasser. Auf der Brücke steckte sich Gumprich seine Zigarre an: sicheres Zeichen seines Lampenfiebers.

Pauke Paulsen palaverte über Sprechfunk in seinen Codeworten mit Meyer in der ›Arado‹. Dann kam das Flugzeug zurück. Schiff 10 stoppte. Man holte den Vogel ein. Vom Aufsetzen aufs Wasser bis zum Weghieven in die Flugzeugluke dauerte das Manöver genau fünfeinhalb Minuten. Rekordzeit!

Schiff 10 ging wieder mit der Fahrt an. Im Labor wurden die Luftaufnahmen entwickelt. »Großer Passagierfrachter«, lautete das Urteil. »Langsam vorsetzen!« befahl Gumprich. Er nahm sich Zeit.

Indessen saß, 40 Kilometer von Schiff 10 entfernt, eine junge Engländerin in ihrer Kabine auf dem 10 000 Tonnen großen Eastern Australien Liner ›Nankin‹ und schrieb an ihren Verlobten einen Brief: »My dear!« schrieb sie. »Ich bin den Abschiedsschmerz noch nicht los. Aber schon kommt die Sorge: Was wird drüben in Colombo alles auf mich warten? Ach, es war schön in Australien. Ich habe Angst, daß es zu schön war. Heute beginnt unser dritter Reisetag. Die gute ›Nankin‹ ist ja ein alter Kasten, aber die Passagiere sind sehr nett. Ich habe mich mit ein paar vornehmen Inderinnen zusammengetan. Die Helden an Bord sind einige Offiziere, die als Schiffbrüchige die Javaschlacht überstanden haben. Die Besatzung besteht zum größten Teil aus Indern." Jetzt kommen ein paar Punkte, dann geht der Brief weiter: »Eben war meine Kabinennachbarin bei mir. Ganz aufgeregt berichtete sie, an Bord gehe das Gerücht um, es wäre ein Flugzeug gesichtet worden. Es soll in großer Höhe genau über uns gestanden haben. Plötzlich wäre es verschwunden. Der diensttuende Offizier sagt, wenn ein Flugzeug dagewesen ist, dann war es eins der australischen Luftwaffe. Nun muß ich mich beeilen, denn im Speisesaal wird schon zum Mittagessen aufgedeckt. Später mehr ...«

Aber die Fortsetzung des Briefes, der später von einem deutschen Prisenoffizier sehr aufmerksam gelesen wurde, bestand nur noch aus ein paar hastig hingeworfenen Zeilen: »Es war doch kein Irrtum mit dem Flugzeug. Es ist wieder da und greift an. Gott sei uns gnädig!«

Ja, so war es. Die Borduhr von Schiff 10 hatte genau 14 Uhr gezeigt, als Pauke Paulsen auf der Brücke dem Kapitän Gumprich meldete: »Flugzeug steht auf Position.«

»Antenne reißen«, befahl der Kommandant. »Adlerschlag, Adlerschlag!« gab Paulsen durch das Mikrofon. »Still going strong«, war es von der ›Arado‹ zurückgekommen. Steenbock und Oberleutnant Meyer stießen mit ihrer Maschine auf den Passagierfrachter herunter. Schiff 10 ging gleichzeitig auf Angriffskurs. Gute zwanzig Kilometer stand es noch vom Gegner ab. Damit befand er sich innerhalb der Reichweite der 15-cm-Geschütze. Das war der Augenblick, wo drüben Miß Palmer hastig die Worte auf den Brief kritzelte: »Gott sei uns gnädig!«

Der Sturzflug Steenbocks klappte wie immer. Die MG-Garbe der ›Arado‹ prasselte auf das Oberdeck. Auf dem Dampfer ging alles in Deckung. Jetzt brauste Steenbock zwischen den Masten durch, um die Antenne zu reißen. Meyer drehte den Kopf nach hinten, um noch einen Blick auf die Sichel der ausgefahrenen Reißvorrichtung zu werfen. Aber wo war das Drahtseil mit der Eisenkugel?

»Verflucht!« brüllt Meyer, »verflucht, die Antennenreißvorrichtung ist nicht ausgeschlippt.« Die Antenne des Passagierfrachters blieb heil.

Der Funkraum des Beobachtungsdienstes auf Schiff 10 hatte alle funktechnischen Neuerungen, vom Ultrakurzwellengerät bis zur Langwelle. Ein Peilempfänger, mit einem Tochterkompaß gekoppelt, ermöglichte bei der Aufnahme von Funkzeichen die sofortige Ansprache des Ortes mit dem genauen Kurs des eingepeilten Schiffes.

Neben diesen Delikatessen der Funktechnik standen aber auch noch uralte Marconi- oder Löschfunkensender da. Sie eigneten sich glänzend für Störsendungen. Freilich, bisher hatte man sie auf Schiff 10 noch nicht gebraucht. Die beste ›Störsendung‹ war die Antennenreißvorrichtung der ›Arado‹. Das machte die Opfer stumm. Aber immerhin: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Voll löschen konnten auch diese Lärmmacher einen funkenden Gegner nicht; aber sie konnten den Empfang weit abliegender Stationen sehr erschweren.

Seit dem Ruf: »Mastspitzen in Sicht!« waren im B-Funkraum auf Schiff 10 alle Umformer eingeschaltet. Die Geräte auf Suchstellung ge-

Fortsetzung nächste Seite



Volltreffer auf einem Tanker. In stockdunkler Nacht kam der bewaffnet norwegische Tanker ›Olivia‹ mit 4000 Tonnen Petroleum und 6000 Tonne Benzin Schiff 10 vor die Rohre. Eine Salve: himmelhoch die Feuerwand b der Explosion. Hinter dem Tanker brennt das Meer. Nur ein Mann überleb



Gespenster auf hoher See

Fortsetzung von Seite 15

stellt. Die Funkgasten saßen angespannt mit der Hand an der Taste. Funkmaat Dieffenbach hatte sich gerade eine Zigarette angesteckt. Wollte ›schöpferische Pause‹ machen. »Da, verdammt, was pfeift da? Still doch, Mensch . . .« ›ATTACKED BY AIRPLANE.‹ »Stören!« schrie Dieffenbach. Und die Männer an den Marconi-Sendern hämmerten auf die Taste. Im Kopfhörer Dieffenbachs pfiff es von dem Schiff drüben weiter: ›BATTLE-SHIP FOLLOWS US. ATTACKED BY BATTLE-SHIP! ATTACKED BY BATTLE-SHIP CRUISER.‹

Die Funker von Schiff 10 funken dazwischen. Sie funken Zeichen, die denen des Morsealphabets ähneln — eine raffinierte List, denn auf diese Weise wird nicht nur gestört, sondern auch noch getarnt und dem Gegner durch unverständliche Morsezeichen ein japanisches Kriegsschiff vorgetäuscht.

Im Äther schwirrte jetzt ein schrecklicher Morsesalat. Aber irgend ein Funker auf einer australischen Landstelle fing doch die Hilferufe des angegriffenen Passagierfrachters auf. Er wiederholte ständig den Spruch und machte den ganzen Äther verrückt.

»Wie kann denn der verfluchte Kahn funken? Hat er eine Notantenne? Hat die ›Arado‹ nicht aufgepaßt?« So schwirrten die Fragen auf Schiff 10 durcheinander. »Gegner funkt!« hatte Dieffenbach zur Brücke gerufen. Darauf hatte der Artillerieoffizier die erste Salve hinübergejagt. Aber die drüben ließen sich nicht einschüchtern. Sie schossen zurück. Freilich, die Granaten aus der Vier-Inch-Kanone des Gegners lagen zu kurz und explodierten weitab. »Schlechte Kanoniere«, grinste Kapitänleutnant Siek. »Bei der Überraschung«, meinte Dr. Buchinger versöhnlich. »Schneidiger Kapitän«, war Gumprichs Urteil, »auf den bin ich gespannt.«

»Treffer«, meldete jetzt der Gefechtsbeobachter im Topp. Und dann: »Herr Kapitän, die Besatzung geht in die Boote.«

»An Artillerieoffizier: Feuer einstellen!«

»Halt, Batterie, halt!«

Schweigen. Eine fast merkwürdige Stille, wenn die Kanonen plötzlich schweigen. Schiff 10 schiebt sich langsam näher an den großen Dampfer heran. Das Flugzeug kommt zurück. Wird aufgenommen. Das Prisenuntersuchungskommando legt mit dem großen Motorboot ab. »Nehmen Sie erst Kurs auf das Rettungsboot«, befiehlt Oberleutnant Meckmann dem Steuermann des Kutters.

Frauen und Kinder in den Booten

Wenig später sind sie bei den ersten Schiffbrüchigen. »Wo ist der Kapitän?« ruft Meckmann. Sie starren ihn an. Einer im Boot deutet zu einem anderen Rettungsboot. Meckmann fährt darauf zu und fischt sich den Kapitän und seinen ›Chief‹ — seinen Leitenden Ingenieur — aus dem zusammengepferchten Haufen. Beide müssen wieder mit auf das schon verlassene Schiff.

An der Reling von ›Thor‹ stehen inzwischen die Matrosen und zählen die Rettungsboote. Zwei, drei, vier, acht, neun. Dem ersten Offizier, Horst Fischer, bricht der Schweiß aus. ›Wo soll ich denn mit den Leuten hin?‹ fragt er sich. Dicht an dicht sitzen die Schiffbrüchigen. Alle haben den gleichen Schock im Gesicht. Angsterfüllt treiben sie auf dem Meer. Auf Grund der Störsendungen hatte sich noch kurz vor der Aufgabe des Dampfers die Parole verbreitet: Es ist ein japanisches Kriegsschiff, das uns angreift. Japaner! Das jagte den Europäern kalten Schreck in die Glieder. Das hieß harte Behandlung. Internierung in

höllischen Dschungellagern. Sie machten große Augen, als sie sahen, daß es Europäer waren wie sie, die da auf sie zukamen.

»Mensch, Heinz!« rief Willi Clausen, »da sind Frauen und Kinder in den Booten.«

Die Matrosen werfen das Fallreep herunter. Sie helfen den Frauen an Bord. Nehmen die Kinder auf den Arm und klettern mit einer Hand das Fallreep hinauf. Oben haben Wachtmeister Boeringer und seine Schreibersgasten zu tun. Die Schiffbrüchigen kommen, wie sie die Angst in die Boote getrieben hat: mit Schwimmwesten zwar, aber ohne Gepäck. Da tritt Miß Palmer an den Tisch. Angst in den Augen. Das Leben ist plötzlich elend geworden. Nichts hat man mehr, nichts als das, was man auf dem Leibe trägt. Und eine düstere Zukunft vor sich. Die Freunde werden vergeblich in Colombo warten. Gefangen! Und sie sagen ihre Namen, Adressen. Zeigen ihre letzten Habseligkeiten.

Verpflegung für 62 Jahre!

»Anruf von Oberleutnant Meckmann«, ruft der Ausguck zur Brücke. Frei gegen den Himmel steht der Signalgast Meckmanns auf der Prise und gibt: »Oberleutnant Meckmann an Kommandant« — alle Offiziere und alle Lords, die an Deck sind, lesen murmelnd mit: »Schiff heißt ›Nankin‹. Eastern Australian Liner. 10 000 BRT. Baujahr 1912. Salons und Kammern für 200 Passagiere und die Mannschaften für sieben Flakgeschütze, die gut vermunitioniert sind. Voll ausgerüstetes Nachschubschiff für die englische Front in Burma. Hat Versorgungsgüter für eine ganze Armee an Bord. Darunter 42 000 Kisten Fleisch, 28 000 Kisten Obst, 4000 Doppelsäcke Mehl.« Schallendes Gelächter, als sie entziffern: »Fleisch- und Speckreserven der ›Nankin‹ reichen zur Versorgung von Schiff 10 für 62 Jahre!«

»Verstanden!« lacht Gumprich. Er steckt sich eine neue Zigarre an. »Die Position ist durch Funk verraten«, sagt er zu seinem Adjutanten. »Trotzdem: So einen Fang machen wir nicht jeden Tag.« Und dann, nach einer kurzen Überlegung: »Prisenkommando Vogel klarmachen und übersetzen. Zwo Tage nach Nordost ablaufen. Dann erneutes Treffen mit Schiff 10.«

Oberleutnant Vogel, der bewährte Handelsschiffskapitän, wiederholt den Befehl. Sein Prisenkommando steht bereits klar. Außer dem Prisenoffizier umfaßt es 14 Mann. Die Unterlagen für den Funker, Sextanten für die Navigation, die Seekarten und ein kleines Köfferchen mit den persönlichen Habseligkeiten in der Hand, setzen sie zur Prise über. Kurze Zeit später schickt Gumprich 22 indische Heizer hinterher. Er will die ›Nankin‹ als Beischiff, als Versorger, auch als Gefangenenschiff, benutzen. Versenken kann man den Kasten ja immer noch.

»Der Kahn hetzt uns noch die Verfolger auf den Hals«, knurrten die Lords, wenn sie in den nächsten Tagen hinüber zur Nankin blickten, die in Sichtweite lief und als Kohlenpott fürchterlich qualmte. Aber der Kommandant blieb bei seinem Plan. Die ›Nankin‹ hatte bereits eine eigene Funkanweisung, einen neuen Namen: Sie hieß ›Mjöllnir‹, der Hammer Thors.

Zwei Tage war man so geschippert. In der kurzen Morgendämmerung des 13. Mai schoben sich ›Thor‹ und sein Hammer ›Mjöllnir‹ über die Kimm auf den verabredeten Treffpunkt zu. Dann lagen sie gestoppt in 2000 Meter Abstand und schaukelten in der Dünung. Die Sonne kam auf.

Der Verwaltungsoffizier (VO) Dr. Sudau hatte Kapitän Gumprich vorgeschlagen, die weiblichen Passagiere der ›Nankin‹ noch einmal zum Schiff hinüberzufahren, um sich aus ihrem Handgepäck zu holen, was sie dringend brauchen konnten. »Soviel wie jede Frau tragen kann«, hieß die Order. Sie löste bei den Damen unverhohlene Freude aus.

Das Deckspersonal machte die großen zehn Meter langen Schlauchboote klar. Sie schienen dem Kommandanten für die Fahrt besser geeignet als die Kutter; denn sie paßten sich der Dünung an und lagen daher sicherer im Wasser. Freilich, hätte Willi Vogel gewußt, daß drei Jahre später unerfahrene Landratten der Engländer und Amerikaner ihn gerade deshalb in Singapur vor ein Kriegsverbrechergericht stellen würden, dann hätte er wahrscheinlich gegen Gumprichs Vergünstigung Protest eingelegt. Willi Vogel wurde in einem Kriegsverbrecherprozeß angeklagt: »Weil er die schiffbrüchigen Frauen nach der Rettung noch einmal im Schlauchboot auf seine Prise ›Nankin‹ jagte und dabei verantwortungslos den Gefahren des Meeres aussetzte.«

Gefährliche Schiffbrüchige

Das düstere Schicksal der Frauen, auf unbestimmte Zeit auf einem Schiff gefangen zu sein, wurde ein bißchen gemildert durch das Gerassel der Nähmaschine Dr. Sudaus, auf der nun Kleider genäht wurden. Als besondere Vergünstigung verfügte Gumprich, daß die Frauen und die Kinder den ganzen Tag über an Deck sein durften.

So gab es am Rande des Krieges so etwas wie eine Idylle: Die Mannschaft hatte ein paar Sandkisten gebaut, in denen die Kinder spielten. Die Mütter saßen auf den um die Spielkästen gezimmerten Sitzbänken und schauten mit ernsten Augen zu. Sie mußten nur das Deck räumen, wenn die Männer aus den Gefangenenunterkünften zu ihrem zweistündigen Spaziergang heraufkamen. Besonders bewacht wurden nur die britischen Seeoffiziere, die als Schiffbrüchige der Java-Schlacht auf der ›Nankin‹ gewesen waren. Sie waren harte und entschlossene Gesellen . . .

Natürlich wollten auch die Lords mal die Planken ›ihrer‹ Prise unter den Füßen haben. Und Gumprich war kein Kommißkopf, der das nicht verstanden hätte.

Auch Schrenk nahm sich den Vormittag zu einem Besuch bei seinem Freunde Willi Vogel auf dem Prisenschiff. An den Hauptwunsch seiner Besucher gewöhnt: mal wieder essen wie die Luxuspassagiere, begrüßte ihn Willi mit d[...] bereits üblichen Frage: »W[...] willste essen? Willste Spiegele[...] mit Speck von frischen Eiern?« [...] hatte den Nagel auf den Kopf g[...] troffen. Frischeier, das war f[...] einen Hilfskreuzermann Göttersp[...]se. Und für Schrenk insbesonde[...] »Mensch«, sagte er nur, und W[...] Vogel klatschte in die Hände, sch[...] ganz Herr über seine indischen u[...] chinesischen Boys.

Ein Chinese wundert sich

Erstaunt sah Schrenk die[...] kriegsmarinefremde Geste. Aber [...] hätte ein Obermaat den Befehl la[...] gebrüllt, so schnell stand ein kl[...]ner, schmächtiger Chinesen-Boy [...] der Tür der Kammer.

»Eggs«, sagte Oberleutnant Vo[...] kurz und fügte in seinem Sailo[...] Englisch hinzu: »Gebraten natü[...]lich, Freundchen, und schön knu[...]prig mit dem besten Speck, der [...] ist; für meinen Freund ist nichts [...] gut. Sag dem Küchenchef, er s[...] sich anstrengen.« Der Boy nick[...] eifrig. Dann verschwand er. Na[...] fünf Minuten war er wieder [...] Eine Pfanne in den Händen. Zw[...] herrliche Spiegeleier drin. Willi V[...]gel blickte auf die beiden Spieg[...]eier. Blickte auf Schrenk. Blick[...] auf den Boy: »Two eggs?« fra[...] er, »zwei Eier? Gelber Knab[...] willst du meinen Freund verspotte[...] Ten eggs, verstehst du, zehn Eie[...]

Der Boy riß die Augen auf. Li[...] um ein Haar die Pfanne fallen. W[...] sind denn das für Kerle? Aber da[...] flitzte er zur Tür hinaus; und na[...] zehn Minuten war er wieder da. [...] den Händen eine riesige Pfanne m[...] zehn dampfenden Spiegeleiern a[...] Speck. Neugierig, erwartungsv[...] blickte er auf Schrenk. Und sei[...] Augen strahlten Erstaunen, als [...] begriff, daß er sich nicht gei[...] hatte. Nein, dieser Germane mach[...] sich über die zehn Eier her. Mit o[...]fenem Mund blieb der Boy an d[...] Tür stehen und schaute Schrenk [...] wie er genießerisch je ein ganzes [...] mit der Gabel in den Mund schob.

Als Schrenk am Nachmittag v[...] Bord ging, standen die Freiwach[...] der Chinesen und Inder an Dec[...] um den ranken Sailor-Offizier d[...] Raiders zu sehen, der zum Frü[...]stück zehn Spiegeleier mit Spe[...] verschlungen hatte.

Aber ehe Schrenk von Bord g[...]gangen war, hatte er sich von Wi[...] Vogel noch durch die übrigen Lad[...]räume seiner Prise führen lassen.

Fortsetzung Seite



Fotos: Schr[...]

Eine Maschinengewehrgarbe traf den Neger Sam und zerschlug seinen Fuß. Im vorbildlich eingerichteten Ope[...]tionssaal von ›Thor‹ wurde er behandelt. Zwei Ärzte, ein Sanitätsunteroffizier und vier Sanitätsgasten versah[...] hier Dienst. Das Bein des verwundeten Negers konnte noch gerettet werden. »Gute Behandlung«, versicherte [...]



Das große Problem: Freizeit. Wochen und Monate waren die Männer von Schiff 10 an Bord, und oft war ihre einzige Beschäftigung Warten, Warten auf Handelsschiffe, die man kapern konnte. Um seine Leute abzulenken, veranstaltete Gumprich einen Bastlerwettbewerb. Das Bild zeigt ihn (links) mit Adjutant Schrenk am selbstgebastelten Modell einer Schiffsmaschine.

Die Erde gab

Das Internationale Geophysikalische Jahr ist ein großer Erfolg. Forscher aus 67 Ländern haben der



Antwort

Erde viele Geheimnisse entrissen / VON DR. THEO LÖBSACK

Tagelang hielten zwei Ereignisse im Internationalen Geophysikalischen Jahr die Welt in Atem: der Start künstlicher Erdsatelliten und die Durchquerung der Antarktis. Aber das sind nicht die einzigen Ergebnisse eines gewaltigen Unternehmens zur Erforschung der Erde, bei dem 10 000 Wissenschaftler mitarbeiten. Auch von vielen anderen Forschungsgebieten werden jetzt, ein Jahr nach Beginn und ein halbes Jahr vor Ende des Geophysikalischen ›Jahres‹, das 18 Monate dauert, sensationelle Entdeckungen gemeldet.

Forschungen im Internationalen Geophysikalischen Jahr

Arbeitsgebiete
- A. Sonne (Sonnenflecken, Gasausbrüche)
- B. Sichtbares Licht
- C. Radiowellen von der Sonne
- D. Röntgenstrahlen von der Sonne
- E. Ultraviolette Strahlen
- F. Infrarote Strahlen
- G. Kosmische Strahlung
- H. Polarlicht
- J. Ionosphäre (Schicht der Lufthülle in 60—400 Kilometer Höhe)
- K. Meteore
- L. Stratosphäre (Schicht der Lufthülle in 10—60 Kilometer Höhe)
- M. Troposphäre (unterste Schicht der Lufthülle, reicht bis in 8 bis 16 Kilometer Höhe)
- N. Erdmagnetismus
- O. Polarforschung
- P. Gletscherforschung in Gebirgen
- Q. Vulkanismus
- R. Erdrinde (reicht bis etwa 35 Kilometer Tiefe)
- S. Seismik (Erdbebenkunde)
- T. Meereskunde
- U. ›Mantel‹ um den Erdkern
- W. Äußerer Teil des Erdkerns
- X. Innerer Teil des Erdkerns
- Y. Messung der Erdschwere
- Z. Erdvermessung

Arbeitsmittel
1. Künstliche Erdsatelliten
2. Raketen zur Ionosphärenforschung
3. Radioteleskope
4. Höhenwinkelmesser, um die Höhe von Ballons zu messen
5. Spektrometer zur Untersuchung des sichtbaren Lichtes
6. Raketen, vom Ballon gestartet
7. Sternwarten
8. Ionisationskammern (Geräte, um die Intensität der kosmischen Strahlung zu messen)
9. Weitwinkel-Kameras zur Polarlicht-Fotografie
10. Sendetürme für Radiowellen zur Erforschung der Ionosphäre
11. Weitwinkel-Teleskope
12. Stratosphären-Raketen
13. Radiosonden (Wetterballone)
14. Meteorologische Stationen
15. Radargeräte zur Wetterbeobachtung
16. Elektronische Rechenzentren zur Auswertung der Ergebnisse
17. Geräte zur Messung des Erdmagnetismus
18. Polarexpeditionen
19. Sprengungen zur Bestimmung der Eisdicke
20. Luftbildaufnahmen
21. Erdbebenwarten
22. Feinmeßgeräte für Erdbebenwellen
23. Unterirdische Atomexplosionen
24. Forschungsschiffe
25. Selbstregistrierende Bojen
26. Pegel zur Messung der Fluthöhe
27. Vermessungsschiffe für Erdmagnetismus
28. Geräte zur Messung der Erdschwere
29. Funkgeräte zur Erdvermessung

Zeichnung: H. Skaruppe nach Esso Standard



Ein Jahr ist vergangen, seit sich am 1. Juli 1957 rund 10 000 Wissenschaftler aus 67 Ländern zu einer weltumspannenden Gemeinschaftsarbeit zusammenfanden: dem Internationalen Geophysikalischen Jahr. Das Ziel ihrer Arbeit ist es, in gemeinsamer Anstrengung durch Forschungen auf den verschiedensten Wissensgebieten einige der noch ungelösten Geheimnisse unseres Planeten zu entschleiern. Was haben diese Forscher bisher geleistet?

So schulmeisterlich gestellt, klingt die Frage beinahe anmaßend. Denn heute, ein Jahr nach dem Beginn eines Unternehmens, das erst am 31. Dezember 1958 offiziell beendet ist und dessen Ergebnisse in jahrelanger Arbeit ausgewertet werden müssen, ist es viel zu früh, etwas Abschließendes zu sagen. Ein wirklich umfassender Bericht über das Geophysikalische Jahr wird vermutlich nicht vor 1965 zu erwarten sein.

Und doch: Eine Reihe neuer, zum Teil sensationeller Tatsachen zeichnen sich schon ab. Forschungsergebnisse sind gewonnen, die unser Wissen von der Erde und ihrer Lufthülle verändern, und die der Technik und unserem privaten Leben neue Aussichten eröffnen.

Um gleich mit einer Erkenntnis zu beginnen, die den vielleicht kühnsten Entschluß der Menschheit, in den Weltraum vorzustoßen, ernsthaft in Frage stellen kann: Nach einem ursprünglich ermutigenden Meßergebnis, wonach die gefährliche kosmische Höhenstrahlung mehrere hundert Kilometer hoch über der Erde nur etwa zwölfmal so stark ist wie an der Erdoberfläche, kommt aus den USA jetzt eine die künftigen Raumpioniere bedrückende Nachricht. Die beiden amerikanischen Erdsatelliten Explorer I und III empfangen in über 1100 Kilometer Höhe solche ›Platzregenschauer‹ von kosmischer Strahlung, daß ihre Registriergeräte den Dienst versagen. Erst wenn die Satelliten auf ihren elliptischen Bahnen der Erde näher kommen, setzen die Geräte wieder ein und zeigen geringere Strahlungsdichten an. Ein weiteres Ergebnis der Satellitenflüge ist die Tatsache, daß die Erdatmosphäre in rund 200 bis 400 Kilometer Höhe wesentlich dichter ist als vermutet, und daß sie daher wahrscheinlich weiter ins All hinausreicht, als man bisher annahm.

Erstaunliche Nachrichten kommen von der Sonne, unserer ›verhalten schmorenden Wasserstoff-Bombe‹ am Himmel. Mit ihrer Fleckentätigkeit hat sie dem Geophysikalischen Jahr schon vor 12 Monaten einen vielversprechenden Auftakt gegeben und damit die Erwartungen erfüllt, die sich die Sonnenforscher von ihr versprachen. Das Geophysikalische Jahr ist ja nicht zufällig gerade für 1957/58 geplant worden. Etwa alle elf Jahre zeigt die Sonne Höhepunkte ihrer Fleckentätigkeit. Einen davon, einen ungewöhnlich starken sogar, erleben wir jetzt.

Nach den letzten Forschungsergebnissen trägt die Sonne mit dazu bei, daß wir sekündlich von durchschnittlich zehn winzigen Atomteilchen durchschossen werden, Mesonen und Neutronen genannt, die in unserem Körper unbemerkt Atome zertrümmern. Ähnlich wie es nach einer Theorie des Atomforschers Enrico Fermi bei den gigantischen Sternexplosionen geschieht, sendet auch die Sonne Röntgen- und kosmische Strahlen aus, nicht ständig, aber doch gelegentlich, wenn wir auf ihrer Oberfläche besonders lebhafte Gasausbrüche beobachten. Dank dem ›Regenschirm‹, den die Erde in Gestalt ihrer Atmosphäre über sich ausgespannt hat, erreichen die Röntgenstrahlen den Erdboden nicht, sie würden sonst mit ihrer durchdringenden Kraft den Lebewesen schwere Schäden zufügen.

Die Sonne ist es auch, die mit ihrer Strahlung das Magnetfeld der Erde beeinflußt und Störungen im Funkverkehr hervorruft. Eigentümlichkeiten dieses Magnetfeldes weisen darauf hin, daß hoch über der Erde ein starker elektrischer ›Jetstrom‹ fließt, ein Strom geladener Atomteilchen. Er beeinflußt die elektrischen Vorgänge in der Atmosphäre und spielt beispielsweise eine Rolle beim Zustandekommen der Polarlichter. Bei der Beobachtung der Polarlichter wiederum

e von manchen Eskimos noch heute
ir den Schein von Geisterlaternen
ehalten werden, hat sich jetzt end-
ültig der Verdacht bestätigt, daß
e stets gleichzeitig über den Polar-
chtzonen der nördlichen und der
üdlichen Erdhalbkugel aufflammen.

Neue Rekordtiefe des Meeres

Aufschlußreich verhalten sich be-
immte Funkwellen, die entstehen,
enn ein Blitz zur Erde zuckt, und
e auch die Gewitterstörungen im
adio verursachen. In bestimmten
öhen der Erdatmosphäre liegen,
ie wir wissen, elektrisch geladene
uftschichten wie die Schalen einer
wiebel übereinander. Sie bewirken,
aß unsere Radiokurzwellen nicht in
en Weltraum enteilen, sondern zur
rde zurückgeworfen werden. Bei
en Blitz-Funkwellen funktioniert
ese Spiegelwirkung merkwürdiger-
eise nicht. Sie durchstoßen die elek-
ischen Schichten, schießen Tausende
on Kilometern ins All hinaus und
ehren erst nach einer längeren
eise im weiten Bogen zur Erde zu-
ück. Es scheint festzustehen, daß die
itz-Funkwellen dabei den Kraft-
nien des irdischen Magnetfeldes
lgen und daß selbst weit außerhalb
r Erdatmosphäre kein absolut
erer Raum ist, sondern Materie in
ußerst feiner Verteilung existiert,
elleicht die äußersten Bereiche der
dischen Lufthülle, vielleicht auch
e letzten Ausläufer der Sonnen-
mosphäre, in der diese Funksignale
re Bahnen ziehen.

Nicht weniger interessant als die
ntdeckungen im Raume rings um
nseren Planeten sind die Neuigkei-
n von ihm selbst. Amerikanische
eologen stellten fest, daß die Dicke
r Erdkruste, der äußersten Schale
nseres Planeten, zwischen rund 29
nd 56 Kilometer beträgt.

Die Ozeanographen mit ihren For-
hungsschiffen, darunter das deutsche Schiff ›Gauß‹ und das Fischereiforschungsschiff ›Anton Dohrn‹, melden die Existenz einer bisher unbekannten Wasserströmung in den Tiefen des Atlantischen Ozeans. Sie verläuft unterhalb des Golfstroms in entgegengesetzter Richtung zu diesem, so daß der Golfstrom sozusagen einen Bruder hat, von dem man bisher nichts wußte. Mehr noch: Tief unter der Meeresoberfläche wandern Wellen, so lang, wie wir sie an der Oberfläche nie zu sehen bekommen. Einen dieser Giganten konnten amerikanische Tiefsee-Spezialisten nahe der Insel Guadalupe westlich von Kalifornien in 120 Meter Tiefe verfolgen. Ihren Kollegen auf dem Forschungsschiff ›Vema‹ von der Columbus-Universität glückte unterdessen ein interessanter Fang. Es gelang ihnen, aus über 5000 Meter Tiefe im südlichen Atlantik einen lebenden Wurm zu bergen. Das Tier hält zur Zeit den absoluten Rekord für die Existenz von Lebewesen in den lichtlosen Abgründen der Meere.

Russische Forscher erloteten in der Arktis ein unterseeisches Gebirge mit Höhen von 1600 Metern und entdeckten im Marianen-Graben (Pazifik) eine neue Rekordtiefe des Meeres von 10 960 Metern. Landsleute von ihnen fanden Hinweise dafür, daß es nicht einen, sondern zwei magnetische Nordpole gibt.

Den zunehmenden Kohlendioxydgehalt der Luft verdächtigen amerikanische Geophysiker, daß er auf die Dauer durch seine wärmespeichernde Wirkung den Wärmehaushalt der Atmosphäre in Unordnung bringen könnte. Der Kohlendioxyd-Anteil der Luft wird, so heißt es, als Folge der zunehmenden Industrialisierung und der Auspuffgase in den nächsten hundert Jahren noch um schätzungsweise zwanzig Prozent zunehmen. In der Tat geht schon jetzt die Gletscher-Abschmelzung bemerkenswert rasch vonstatten. Ein halbes Jahrhundert könnte ausreichen, um den Meeresspiegel um 1,5 Meter steigen zu lassen und damit die besonders flach liegenden Küstenstädte unter Wasser zu setzen. Im Augenblick ist diese Entwicklung indessen noch nicht bedrohlich. Was wir am Meeresspiegel (der nördlichen Meere) bemerken, ist vorerst nur ein harmloses Steigen und Fallen mit den Jahreszeiten, wobei ein deutlicher Hochstand im Herbst und Winter zu verzeichnen ist.

Amerikanische Geologen melden eine neue Uranlagerstätte zwischen dem Erie-See und dem Staate Tennessee. Sie verdanken ihren Fund nicht zuletzt sorgfältiger theoretischer Vorarbeit, die ein Teil der erdballumspannenden Forschungen mit Hilfe künstlicher Erdbeben gewesen ist. Um Erzlagerstätten im kleinen, im großen aber die Struktur des Erdinnern zu erfassen, kann man Sprengladungen unter der Erde entzünden und auf Grund der Geschwindigkeit, mit der sich die davon ausgehenden Schallwellen ausbreiten, auf härteres, weicheres Gestein usw. schließen. Eine ähnliche Untersuchungstechnik erbrachte in Südamerika das Ergebnis, daß die Gebirgswurzeln der Anden wesentlich tiefer in die Erde hinabreichen, als ursprünglich angenommen werden konnte.

Von den elf Nationen, die mit insgesamt 60 Forschungsstationen in der Antarktis arbeiten, liegen Ergebnisse vor, die unser Bild von dem eisigen Kontinent am Südpol beträchtlich umgestalten und erweitern. Unter den bisher zwanzig wissenschaftlichen Antarktis-Expeditionen ragt die des Engländers Sir Vivian Fuchs heraus, der den ›Weißen Kontinent‹ in einer gigantischen Anstrengung in 99 Tagen durchquert hat, auf dem letzten Teil der Strecke buchstäblich verfolgt von dem näherrückenden antarktischen Winter mit seinen Blizzards und der schneidenden Kälte, die das Thermometer bis nahezu 70 Grad unter Null fallen ließ. Während ihrer Expedition haben Fuchs und seine Männer laufend Messungen der Eisdicke, der Bodengestalt, magnetische und Schweremessungen angestellt, die die Ergebnisse der übrigen Antarktis-Stationen um wertvolle Einzelheiten bereicherten. Dabei zeigte sich, daß der unerwartet dicke Eispanzer über dem Südpolarland — die größte, vor kurzem gemessene Eisdicke beträgt 3250 Meter — wahrscheinlich ein Geheimnis birgt: Offenbar besteht die Antarktis nicht aus einem einzigen zusammenhängenden Kontinentalklotz, sondern aus mehreren Teilen, zahlreichen Inseln vielleicht, die vor Jahrmillionen sogar üppigen Pflanzenwuchs beherbergt haben. Würde man sich den Eispanzer über der Antarktis wegdenken, so lägen die Inseln, die Gebirgszüge oder was immer an Bodenformen dort existiert, keineswegs alle über dem heutigen Meeresspiegel. Nicht wenige überspülte das Wasser, wie zum Beispiel die vor fünfzig Jahren entdeckte Drygalski-Eisinsel, deren Felssockel von russischen Forschern jetzt als unterhalb des Meeresspiegels liegend erkannt wurde. Sie ist also in Wahrheit gar keine Insel, sondern nur der Rest eines Gletschers, der auf dem felsigen Meeresboden festsitzt.

Eingefrorene Luft aus der Vorzeit

Die ständigen Wetterstationen in der Antarktis haben heute schon zu einer verbesserten Wettervorhersage auf der Südhalbkugel beigetragen. Sie haben auch wichtige Neuigkeiten über die Zusammensetzung der noch unverpesteten antarktischen Luft geliefert. So ließen Untersuchungen der Station ›Little America‹ erkennen, daß der Ozongehalt am Boden gegenüber aus dem Mutterland gewohnten Werten um 25 Prozent höher liegt, was seine Ursachen vermutlich in dem starken Ultraviolettlicht in der Antarktis hat. Auch das Eis am Südpol mit seiner Ausdehnung von 15,6 Millionen Quadratkilometern (europäische Landfläche = 11,4 Millionen) hat es sich wie das grönländische Inlandeis gefallen lassen müssen, daß man es auf Herz und Nieren untersuchte. Eisbohrer sind bis zu 431 Meter Tiefe vorgedrungen, um Eisproben heraufzuholen. Das ging allerdings nicht immer glatt. In diesen Tiefen befinden sich Einschlüsse ›fossiler Luft‹ im Eise. Es handelt sich dabei um Luftbläschen, die unter dem Druck der darüberliegenden Eismassen stehen, und die sich beim Emporholen des Bohrkerns — wenn der Druck nachläßt — ausdehnen.

Wie bei einem Tiefseefisch, den man aus seiner vertrauten Umgebung schnell an die Meeresoberfläche zieht und dem dabei die Schwimmblase platzt, so explodieren auch die Bohrkerne meist unter der Wirkung der sich ausdehnenden Luftbläschen im Eise. Dennoch gelang es, verschiedene Eisproben unversehrt zu bergen und aus ihrer Beschaffenheit interessante Schlüsse zu ziehen. In solch einem Bohrkern folgen die Eisschichten wie die Jahresringe der Bäume aufeinander — Schicht auf Schicht hat sich das Eis im Laufe der Jahrhunderte abgelagert. In Grönland enthält es zum Beispiel in 45 Meter Tiefe Ascheteilchen, die von dem 1883 ausgebrochenen Krakatau-Vulkan (Sunda-Inseln) stammen. Die feinsten Staub- und Ascheschwaden des Krakatau waren damals mehrere Male in großer Höhe um den Erdball gewandert, ehe sie auf den Boden niedersanken. In der Antarktis vermutet man die Krakatau-Ascheschicht schon in etwa 18 Meter Tiefe, weil die Eisbildung am Südpol wegen des geringeren Niederschlags langsamer vor sich geht.

Forscher auf treibenden Eisbergen

Nicht weniger fleißig als die Wissenschaftler in der Antarktis sind ihre Kollegen am Nordpol. In den arktischen Gewässern treiben, von Wind und Meeresströmungen bewegt, ungezählte kleine und größere Eisinseln in ruhelosem Kreislauf. Zwei davon halten amerikanische Forscher besetzt, um an Ort und Stelle Abschmelzvorgänge, Gefrierprozesse, Meeresströmungen und Wettervorgänge zu studieren. Die Beobachtung des Wetters in der Umgebung des Nordpols ist besonders aufschlußreich, weil von hier jahrein, jahraus die berüchtigten Kaltluftvorstöße in die mittleren Breiten vordringen. In Amerika bis zum Golf von Mexiko, bei uns bis über die Alpen hinweg, fließt diese Kaltluft, in deren Gefolge oft verheerende Wetterstürze, Gewitter, Schnee- oder Regenfluten kommen. Die größere der beiden Eisinseln, ›T 3‹ oder ›Fletchers Eisinsel‹ genannt, ist ungefähr 10 Kilometer lang, 5 Kilometer breit und knapp 50 Meter dick. Vermutlich hat sie vor vielen hundert Jahren ein kalbender Gletscher auf die Reise geschickt. Nun dient sie der Forschung — ein flacher, mit den verschiedensten Apparaten ausgerüsteter und von Menschen bewohnter Eisberg. Die zweite, kleinere und in größerer Nähe des Nordpols schwimmende Eisinsel, die ›Station A‹, dient ähnlichen Zwecken. Im letzten Sommer machte ihre Besatzung die beängstigende Feststellung, daß das Eis unter ihren Füßen langsam, aber sicher abschmolz: die Insel verwandelte sich in ein gefährlich dünnes, schwankendes Parkett. Zum Glück schritt die Abschmelzung mit dem beginnenden Winter nicht weiter fort, so daß ›Station A‹ weiter benutzungsfähig blieb.

Diese wenigen Hinweise mögen zeigen, welche interessanten Einzelheiten uns das Geophysikalische Jahr noch bescheren wird, sobald erst einmal die Ergebnisse in der Zentrale in Brüssel vorliegen und ausgewertet sind. Fest steht aber schon heute eine erfreuliche Tatsache von großer Bedeutung: daß es nämlich möglich war, die Wissenschaftler aus 67 Nationen in gemeinsamer Arbeit zu vereinen, einer Arbeit, die fern aller Politik nur dem Ziele dient, unseren Planeten mit seinen Rätseln besser verstehen zu lernen und unser Leben auf ihm lebenswerter zu gestalten.

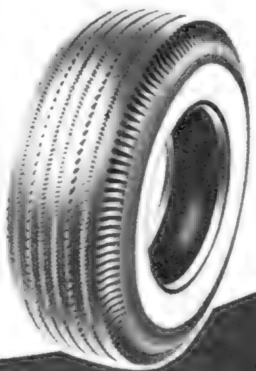


Foto: Horst Janke

as Modell des Sputnik II (rechts im Bild) auf der Brüsseler Weltausstellung.
er Start dieses russischen Erdsatelliten mit der Hündin Laika an Bord war
n Ereignis im Geophysikalischen Jahr, das größtes Aufsehen erregte.







Schlager kennen keine Grenzen

Fortsetzung von Seite 7

sen; seine Verlagsrechte wanderten inzwischen von Wien über Berlin nach Paris. Neu arrangiert tauchen die ›Evergreens‹ immer wieder auf. Die Eltern übernahmen sie von den Großeltern und gaben sie an die Kinder weiter.

Natürlich hat sich die Schallplattenindustrie der Schlager bemächtigt. Der Amerikaner Mitch Miller exerzierte der Alten Welt vor, was hier für ein Geschäft zu machen ist. Er entwickelte den Typ des sogenannten ›producers‹, des Mannes, der für Schallplattenfirmen Schlager arrangiert. Die ›Tips‹, die er Textern und Komponisten gibt, gleichen eher Befehlen als Ratschlägen: er selber bestimmt die Instrumentierung und den Star. Sein deutsches Ebenbild hat Miller in Kurt Feltz gefunden, in dessen Produktion Caterina Valente zu einem der erfolgreichsten Schallplattenstars wurde.

Eine der kuriosesten Erscheinungen auf dem Schallplattenmarkt ist der ›heimliche Schlager‹. Er verdankt seine Existenz der ganz einfachen Tatsache, daß jede Schallplatte zwei Seiten hat. Mit dem ›echten Schlager‹ wird das Geschäft gemacht, und die Rückseite schwimmt im Kielwasser des Erfolges mit: So oft etwa Fred Bertelmanns ›Der lachende Vagabund‹ verkauft wird — und er geht bereits auf die zweite Million zu —, so oft wird auch eine Weise verkauft, die sich schlicht ›Cantambamberra‹ nennt. Ohne den ›Vagabund‹ wäre sie sicher den Weg gegangen, den die meisten der 3000 bis 4000 jährlichen Neuerscheinungen auf dem Schallplattenmarkt gehen: Sie wäre vielleicht hin und wieder einmal in einem Unterhaltungsprogramm des Rundfunks aufgetaucht. Mit dem ›Vagabund‹ aber wurde sie erstens leidlich bekannt, zweitens aber — und das ist der wesentliche Effekt der sogenannten ›Rückseiten-Strategie‹ — ein genauso großer Kassenerfolg.

Der Weg eines Liedes zum Erfolg, zum Schlager, ist immer auch der Weg des Interpreten zum Star: Als das Zirkuslied ›Oh, mein Papa‹ seinen Siegeszug um die Welt antrat — es wurde in 42 Sprachen übersetzt —, da waren mit seiner Melodie und mit seinem kindlich naiven Text auch die Namen derer, die es sangen, in aller Mund: Lys Assia erreichte damit die ›Goldene Schallplatte‹, Vera de Luca, Eva Busch, Harry James, Eddie Calvert, Susy Delair und Eddie Fisher sangen in aller Welt Übersetzungen. Freddy schaffte mit ›Heimweh‹ die ›Goldene‹ und wurde zum Idol der Backfische und Schlagerfans, und als Caterina Valente sang ›Ganz Paris träumt von der Liebe‹, da träumten plötzlich Millionen Zuhörer auch von ihr. Für einen Gesamtumsatz von über vier Millionen Platten erhielt auch sie eine ›Goldene‹; Gitta Lind ersang sie sich mit ›Weißer Holunder‹, und Doris Day wurde durch ›By the light of the silvery moon‹ ein Begriff in aller Welt.

Schlager kennen keine Grenzen. Sie springen keck von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil und verschwinden wieder. Werden wieder geboren. Sterben abermals. Oder sie bleiben, wie der ›Bummelpetrus‹, über Jahrzehnte lebendig. Ein geheimnisvoller Wechsel, Glanz und Erlöschen, Bleiben und Vergehen.

Unser Bild: Gemaltes Liebeslied

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts begann der strahlende Ruhm der altniederländischen Malerei von Jan van Eyck bis Hans Memling zu verblassen. Eine Reihe von Künstlern, deren Name heute großenteils vergessen ist, unternahm es, den Ruhm ihrer Vorläufer und Wegbereiter geschäftstüchtig auszumünzen. Denn Tafelbilder aus Flandern standen zu jener Zeit in aller Welt hoch im Kurs.

Käufer waren die aufstrebenden Bürgerfamilien in den Handels- und Hansestädten, in kaum geringerem Maße aber auch die Fürstenhöfe des damaligen Europas. Der lebhaften Nachfrage entsprechend, spezialisierten sich einzelne Maler auf bestimmte Bildgattungen, deren Motive sie in zahlreichen Abwandlungen stets von neuem wiederholten.

Einer dieser Spezialisten war der seinem Namen nach unbekannte Maler, der unter der Bezeichnung ›Meister der weiblichen Halbfiguren‹ in die Kunstgeschichte eingegangen ist. Über seine Person, sein Leben und sein Wirken ist so gut wie nichts überliefert. Lediglich durch stilkritische Methoden ließ sich feststellen, daß er vermutlich um 1500 auf der Höhe seines Schaffens stand. Wahrscheinlich lebte er in Antwerpen, einer Stadt, die schon damals ein bedeutender Hafen und eine berühmte Kunstmetropole war. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts scheint er dort gestorben zu sein.

Insgesamt fünfundsiebzig Arbeiten werden ihm zugeschrieben. Mehr als die Hälfte davon sind kleinformatige Bilder, auf Holztafeln gemalt und zeigen eine weibliche Halbfigur, die dem unbekannten Meister seinen Namen gegeben hat.

Allein neunundzwanzig der genannten Gemälde zeigen eine ziemlich weltliche ›Magdalena‹, eine schreibende, lesende oder musizierende junge Dame in elegantem Kostüm jener Zeit. Sie ist fast immer frontal dargestellt und neigt das Gesicht leicht zur Seite.

Die hier gezeigte ›Magdalena‹, die der Hamburger Kunsthalle gehört, darf als besonders reizvolles und anmutiges Beispiel dieser Gattung gelten. Eine sehr ähnliche Darstellung des gleichen Motives befindet sich im Museum Boymans in Rotterdam.

Das Hamburger Bild ist mit feinem Pinsel miniaturartig gemalt. Überall spürt man die Vorliebe des Künstlers für das kleine Detail. Das Ornament der Brokatdecke, das aufgeschlagene Notenbuch, das reichziselierte Zinngefäß am Fenster, die Brosche an der Halskette mit Perlen und farbigen Steinen — alles das wird mit der gleichen malerischen Sorgfalt erfaßt. Magdalenas Kleid ist aus schwerem Samt, und samtweiches Weinrot, Goldbraun und Olivgrün beherrschen die Komposition. Zu diesen warmen Tönen bilden das ovale Antlitz, der breite Halsausschnitt und die feingeformten Hände der Schönen durch ihre kühle, emailhafte Glätte einen reizvollen Kontrast. Auf dem Notenblatt steht der Anfang eines altfranzösischen Liedes, das auf eine unerfüllte heimliche Liebesbeziehung unserer jungen Dame deutet, wie sie damals in der maßgeblichen Gesellschaft üblich war und bewußt gepflegt wurde.

Der Text lautet: »Si j'ayme mon amy / trop, plus que mon mary / Se n'est pas de mervelles . . .« (Wenn ich meinen Freund so sehr liebe / viel mehr als meinen Gatten / so ist das kein Wunder . . .)

Was das Herz unserer kühlen Schönen aus dem 16. Jahrhundert bewegt haben mag, wird jedoch niemals genau zu enträtseln sein.

Dr. Cyril Veltheim



Meister der weiblichen Halbfiguren: ›Magdalena, die Laute spielend‹

KRISTALL-KUNSTBLATT

Mit Genehmigung der Hamburger Kunsthalle – Foto: Kleinhempel



Foto: Schubert

VOM STECKENPFERD ZUM BERUF

Offiziell ist die Reise durch Südosteuropa, die Frau Dr. Gertrud Dorka gegenwärtig unternimmt, eine Erholungsreise. Inoffiziell dürfte sie jedoch demselben Ziel dienen, dem die jetzt pensionierte Direktorin des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte ihr ganzes Leben gewidmet hat: der Erforschung der ältesten Menschheitsgeschichte. Seit sie als Lyzeumsschülerin in Königsberg (Ostpreußen) auf dem Schulweg zweimal täglich an einem Hünengrab vorüberkam, hat es Gertrud Dorka nicht mehr losgelassen, und auch später, als sie in Berlin-Pankow als Lehrerin tätig war, behielt sie ihr Interesse für Vor- und Frühgeschichte. In ihrer Freizeit besuchte sie Kurse, mit 43 Jahren promovierte sie zum Dr. phil., und dann begann sie, nebenberuflich in der Mark Brandenburg nach prähistorischen Schätzen zu graben. Was ein Steckenpferd war, wurde nun Beruf: 1947 bekam Frau Dr. Dorka, die sich längst einen Namen gemacht hatte, die Leitung des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin übertragen.

GEGEN DIE ATOMVERSUCHE

Dr. Jay Orear, amerikanischer Kernphysiker und leidenschaftlicher Gegner der Bombentests, ist erst 32 Jahre alt. Mit der Ausarbeitung eines Planes, aus der gezähmten Wasserstoffbombe elektrische Energie zu gewinnen, hat sich Orear schon früh einen Namen gemacht. Der lebhafte, dunkelhaarige Wissenschaftler stammt aus Chikago, wo er auch studierte und den naturwissenschaftlichen Doktorgrad erwarb. Heute lehrt er Physik an der New Yorker Columbia-Universität. Seine Freizeit gehört seinen Hobbies: dem Skilaufen und Bergsteigen, die ihn von seinem Wohnsitz in Manhattan oft hinausführen in die Berge von Neu-England. Außerdem bastelt er gern und hört seine Lieblingskomponisten Wagner und Mahler, wenn ihm seine beiden Kinder Zeit dazu lassen.

Foto: AP





Foto: privat

NEUER LEHRSTUHL

)ie Universität Heidelberg hat jetzt ür Alexander Mitscherlich den ersten deutschen Lehrstuhl für psychosomatische Medizin geschaf-en. Der 50jährige Psychiater ist ein Mann brillanter wissenschaftlicher Gaben: vorurteilsfreies Denken, unbequeme Fragestellungen und unerbittliche Debattierkunst wer-den nur noch von seiner bestricken-den Liebenswürdigkeit überboten. Seine Forschung über die Beziehun-gen von Leib und Seele (ein Aben-euer, das er mit Waffen der Psycho-analyse zu bestehen hofft) ist auf ein besseres Verständnis des Men-schen im Gefüge seiner Zeit und Gesellschaft gerichtet. Professor Mitscherlich hat aus ärztlicher Sicht mmer wieder die Auseinander-setzung mit brennenden Zeitfragen gesucht. Gegenwärtig schreibt er an einem Buch über Massenpsychologie.



Foto: privat

ROLLE IM FILM ›AUFERSTEHUNG‹

Ein rheinisches Mädchen, das ein-nal Bildhauerin werden wollte, aber auf der Bühne landete, gern Skat spielt und ihrer siebenjähri-gen Tochter Imogen eine liebevolle Mutter ist — das ist Ruth Nie-haus. Entdeckt wurde sie von Gu-staf Gründgens, der die fleißige und befähigte Sprecherin als Des-demona, mit Ullrich Haupt als Othello, auf die Bretter des Düssel-dorfer Schauspielhauses stellte. Curt Goetz holte sie als Atlanta ür sein Lustspiel ›Das Haus in Montevideo‹ zum erstenmal vor die Filmkamera. Ihre nächste Aufgabe st die junge Aristokratin Missy, Verlobte des Romanhelden Nechl-udoff, in Rolf Hansens Verfilmung der Tolstoj-Novelle ›Auferstehung‹. hr Partner heißt: Horst Buchholz.

Gesundes Herz

VON DR. MED. F. DIETZE

Nach dem Essen Herzbeschwerden — darüber klagen immer mehr Menschen. Alle Anzeichen deuten auf eine Herzkrankheit. Doch in den meisten Fällen versagen Herzmittel. Dem überraschten Kranken zeigt die Untersuchung: das Herz ist vollkommen gesund, die Ursachen der Herzschmerzen sind dagegen Magen und Darm. Durch eine richtige Ernährung — eine Art ›Herzdiät‹ — können heute diese Patienten völlig gesund werden.

Leben Sie diät«, hatte der Arzt nach der Untersuchung gesagt. »Am Herz selbst haben Sie nichts.« Bei diesen Worten riß er ein Blatt aus dem Block und drückte es dem etwas verdutzt dreinschauenden Patienten in die Hand.

›Diätanweisung für Leber- und Gallenleiden‹ stand auf dem Zettel. Auf seiner linken Seite fand sich eine Rubrik mit der Überschrift: ›Verboten sind‹. Schon beim ersten Überfliegen dieser Spalte verwunderte sich der Kranke, denn das Verbot umfaßte eigentlich alles, was er so gern aß: Schweinefleisch, Schinken, Speck, Geräuchertes, Gebratenes, Aal, Karpfen, Setzeier, Bratkartoffeln, Erbsen, Bohnen und Linsen. Starke Gewürze waren verpönt. Das Eiweiß sollte täglich bis auf ein Gramm pro Kilo des Körpergewichts reduziert werden. Ebenso der Fettverbrauch. Nur 60 Gramm am Tag.

Aber das mußte ein Irrtum des Arztes sein. Der Patient war doch zu ihm wegen Herzbeschwerden gekommen. Sicher hatte der Arzt das Herz beklopft und abgehört, hatte den Blutdruck gemessen und eine Herzstromkurve abgenommen. Er hatte auch das Blut geprüft. Doch als er mit der letzten Untersuchung, dem Ausheben des Magensaftes, begann, tauchten beim Patienten Zweifel auf. War der Arzt auch auf der richtigen Fährte? Denn man hatte doch mit dem Herz zu tun und nicht mit dem Magen. Es sollten doch nur ein paar Herztropfen oder Tabletten aufgeschrieben werden, damit endlich der unangenehme Druck in der Brust verschwindet.

Diät statt Tropfen

Und jetzt verordnete der Arzt statt Tropfen eine Diät. In der Spalte ›Erlaubt sind‹ stand: Kalbfleisch, gekochtes Geflügel und Rindfleisch in geringen Mengen, gekochter Fisch, Nudeln, Makkaroni, Rohkost, Obstsäfte und deutsche Teesorten. Weißbrot und Brötchen waren ausgestrichen. Dafür: Knäcke- und Schwarzbrot.

Was soll das Ganze eigentlich, wo doch das Herz die wesentlichen Beschwerden macht! Was aber hatte diese doch offensichtlich für Leber- und Gallenkranke bestimmte Diät mit dem Herz zu tun?

Woher kommt es, so fragte sich in den zwanziger Jahren auch der Arzt Dr. L. Roemheld, daß immer wieder Menschen darüber klagen, sie hätten regelmäßig nach den Hauptmahlzeiten Herzbeschwerden. Zuerst wäre ein Rumoren im Magen. Oft sei ihnen auch übel. Dann aber — besonders nach dem Abendessen — stelle sich ein erheblicher Druck über dem Herzen ein, der mehrere Stunden anhält. Nicht selten sei der Schlaf gestört. Manche Patienten hatten nach der Mahlzeit regelrechte Angina-pectoris-Anfälle mit Herzunruhe, Angst, Schmerzen über dem Herzen, die bis in die linke Schulter und den linken Arm ausstrahlen. Sie fühlten sich müde.

Eingehende Untersuchungen solcher Kranken ergaben keine Herzschäden. Bei allen war jedoch eine deutliche Verdauungsschwäche bemerkbar. Fett, Schweinefleisch, überhaupt schwere Speisen und reichliche Mahlzeiten lösten meistens stärkere Beschwerden aus.

Üppige Mahlzeiten streichen

Behandelte Dr. Roemheld diese Art der Herzbeschwerden allein mit Herzmitteln, so trat keine wesentliche Besserung ein. Durch eine Diät aber verschwanden die Beschwerden recht bald.

Systematische Untersuchungen fanden die Ursache: Röntgen-Aufnahmen zeigten eine große Luftblase im Magen, die besonders das linke Zwerchfell nach oben drückte. Dadurch wurde das Herz, das unmittelbar auf dem linken Zwerchfell liegt, gleichfalls nach oben gedrückt. Gleichzeitig wurde es auch um die eigene Achse gedreht. Diese Verschiebung bedeutet für das Herz ungünstige Arbeitsbedingungen, besonders während der Verdauung.

Ein Experiment hat diese Untersuchungen bestätigt. Einen Magenschlauch, an dessen unterem Ende ein kleiner Gummiballon angebracht war, bekamen gesunde Menschen zu schlucken. Sobald der Magenschlauch mit dem Ballon im Magen lag, wurde er durch das aus dem Munde ragende Ende allmählich mit Luft aufgeblasen. Während der ganzen Dauer des Versuches wurde laufend das Elektrokardiagramm (EGK) geschrieben. Hatte der lufthaltige Ballon (ähnlich wie die Luftblase) eine bestimmte Größe überschritten, wurde im EKG eine Verminderung der Durchblutung des Herzmuskels festgestellt. Wurde die Luft aus dem Ballon wieder abgelassen, normalisierte sich die Herzstromkurve nach wenigen Minuten.

Wie kommt aber die Luftblase in den Magen? Die von Magen, Leber und Bauchspeicheldrüse ausgeschiedenen Verdauungssäfte können die aufgenommenen Speisen nicht rasch und nicht gründlich genug verdauen. Außerdem hat ein solcher Kranker immer bestimmte Bakterien, die von sich aus Luft erzeugen. Beide Vorgänge zusammen verursachen in den obersten Magenteilen eine große Luftblase.

Unmittelbar nach der Nahrungsaufnahme wird die Schwäche des Verdauungsapparats am deutlichsten und am stärksten. Der Magen drückt also über das Zwerchfell auf das Herz. Zudem wird durch den lufthaltigen Magen ein Reflexmechanismus ausgelöst, der über das parasympathische Nervensystem zu einer Verengung der Herzkranzgefäße führt. Das Blutangebot an den Herzmuskel wird verringert, während gleichzei-

durch ›Herzdiät‹



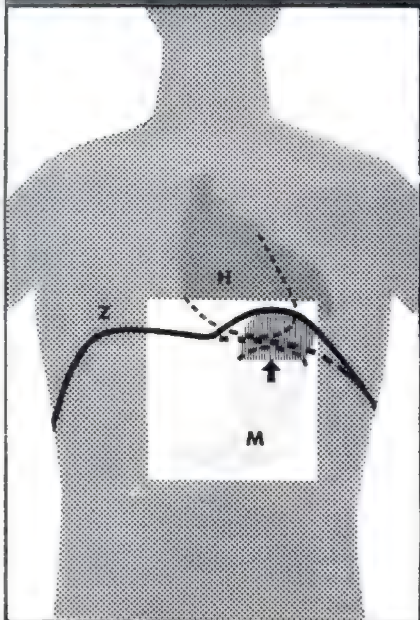


Foto: privat, Grafik, Einicke

Eine übergroße Luftblase (Pfeile Röntgenfoto und Zeichnung) im Magen (M) drückt auf das Zwerchfell (Z) und verschiebt das Herz (H). Folge: Herzbeschwerden. Die normale Lage von Magen, Zwerchfell und Herz zeigen die gestrichelten Linien (links), das weiße Rechteck in der Zeichnung entspricht der oben abgebildeten Röntgenaufnahme.

tig der Blutbedarf wegen der Magenarbeit erhöht ist. Dieses Mißverhältnis zwischen Blutbedarf und der verfügbaren Blutmenge führt ebenfalls zu Herzbeschwerden.

Im allgemeinen entwickelt sich das Krankheitsbild langsam. Zunächst besteht nur ein unbehagliches Völlegefühl im Leib, ohne daß man genau sagen könnte, wo es sitzt. Appetitlosigkeit wechselt mit Heißhunger. Die Verdauung ist unregelmäßig. Der Schlaf ist besonders nach einem reichlichen Abendessen unruhig. Später stellt sich nach den Mahlzeiten ein unbestimmtes Schweregefühl in der linken Brustseite ein. Allmählich steigern sich diese Beschwerden oftmals bis zu Angina-pectoris-Anfällen.

Herzmittel als alleinige Therapie müssen bei einem solchen Krankheitsbild versagen, weil die Ursachen der Durchblutungsstörung des Herzens damit nicht erfaßt werden. Die Heilung muß mit einer Behandlung des Darmes beginnen. Deshalb also die Diät.

Von allen Patienten sollten Kaffee, Alkohol, Nikotin und Süßigkeiten so lange gemieden werden, wie Beschwerden bestehen. Kein Weißmehlbrei und Weizenbrot. Fett stark einschränken. Weißen Zucker durch Honig oder Milchzucker ersetzen. Außerdem Frischkost als Vorspeisen, Knäkkebrot, Sauermilch, Quark, Vollkornbrot, Vollkornflocken, rohes Sauerkraut und Kräutertees (z. B. die Mischungen aus Pfefferminz, Kamille, Fenchel, Anis, Kümmel, Wermuth und Enzian). Reichliche Mahlzeiten grundsätzlich vom Speisezettel streichen. Dafür lieber öfter am Tage essen. Besonders die Abendmahlzeiten knapp bemessen und frühzeitig einnehmen. Mangelnde oder allzu gleichförmige Bewegungen durch Spaziergänge ausgleichen.

In den letzten Jahren sind Medikamente entwickelt worden, die die Verdauung unterstützen. Sie wirken im allgemeinen regulierend auf die Tätigkeit der Verdauungsdrüsen.

Die Frage, ob neben dieser ›Herzdiät‹ auch Medikamente für das Herz erforderlich sind, kann nur der Arzt von Fall zu Fall entscheiden.

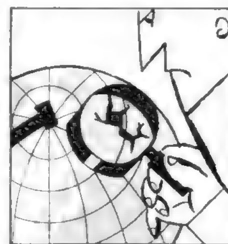
Der ›Roemheldsche Symptomenkomplex‹ (den man so nach Dr. L. Roemheld benannte) ist heilbar, wenn er rechtzeitig erkannt und energisch behandelt wird. Die Beschwerden verlieren sich vollkommen. Der Mensch ist wieder gesund und leistungsfähig. Diät ist nicht mehr nötig

Wir notieren



Ersatz für kranke Herzen. Künstliche Herzen waren die Sensation auf dem diesjährigen Kongreß der amerikanischen Gesellschaft für künstliche Organe. Dr. Kusserow von der Yale-Universität demonstrierte eine drei Pfund schwere elektrisch betriebene Pumpe, die im Körper von Versuchstieren zehneinhalb Stunden die rechte Herzhälfte ersetzte. Ein vollständiges künstliches Herz aus Plastik, das durch einen Motor die Pumpbewegung des natürlichen Herzens nachahmt, zeigten Dr. Kolff und Dr. Akutsu von der Cleveland-Klinik. Zwei Stunden lang lebte ein Hund mit diesem Ersatzherz.

Die jetzt gezeigten künstlichen Herzen dürfen nicht verwechselt werden mit der schon länger bekannten ›Herz-Lungen-Maschine‹, deren Konstrukteur ebenfalls Dr. Kolff ist (siehe KRISTALL Nr. 1/58). Die Herz-Lungen-Maschine ist ein komplizierter Apparat außerhalb des Körpers, an den der Blutkreislauf bei Herzoperationen angeschlossen wird. Die künstlichen Herzen sollen dagegen ein beschädigtes Herz dauernd ersetzen.



Schweres Erdbeben in der Mongolei. 250 Kilometer lang und 20 Meter breit ist eine Spalte, die bei einem gewaltigen Erdbeben in der Mongolei entstand, berichtet der russische Geologe Professor N. Florentsow. Er ist von einer Expedition zum Zentrum des Erdbebens zurückgekehrt, das am 4. Dezember 1957 schwerste Verwüstungen im Ikhe-Bogdo-Gebirge am Rande der Wüste Gobi hervorrief. Die Seiten der Spalte haben sich gegeneinander verschoben. Straßen und Flüsse, die diese Spalte kreuzt, sind dadurch um mehrere Meter versetzt.

Dieses Erdbeben war eines der schwersten bisher auf der Welt beobachteten und übertraf sogar bei weitem das furchtbare Beben von San Franzisko im Jahre 1906. Glücklicherweise wurde ein dünnbesiedeltes und entlegenes Gebiet betroffen.

Moleküle werden untersucht. Mit der Erfindung des Elektronenmikroskops vergleicht Professor von Ardenne die Bedeutung des jetzt in seinem Dresdener Institut entwickelten ›Molekülspektrographen‹. Mit diesem Gerät kann man bei Materialproben, die nur Bruchteile eines Milligramms umfassen, das Gewicht der Moleküle aller darin enthaltenen Substanzen exakt bestimmen.

Der Molekülspektrograph beruht auf dem Prinzip der ›Massenspektrographie‹. Dabei werden Atome oder Moleküle elektrisch aufgeladen und durchlaufen ein Magnetfeld, das sie je nach ihrer Masse verschieden stark ablenkt und dadurch Teilchen verschiedener Masse trennt. Das Verfahren war bisher jedoch so grob, daß die Moleküle vieler zu untersuchender Substanzen dabei zerstört oder verändert wurden. Der Molekülspektrograph erlaubt es jetzt, alle, besonders auch große Moleküle, elektrisch aufzuladen. Die Möglichkeit, sehr kleine Substanzmengen auf die Molekulargewichte ihrer Bestandteile zu untersuchen, ist für viele Gebiete der Chemie sehr bedeutsam.



Geierknochen bestätigen die Legende über die Gründung Roms. Unter Knochenresten, die in Rom an einer altrömischen Opferstätte bei dem Grab geborgen wurden, in dem Romulus, der sagenhafte Gründer Roms, bestattet sein soll, identifizierten italienische Archäologen jetzt Geierknochen. Der Fund dieser ungewöhnlichen Opfertiere läßt die Darstellung des römischen Geschichtsschreibers Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr) nicht nur als bloße Legende erscheinen, nach der Geier eine wichtige Rolle bei der Wahl des Ortes gespielt haben, an dem Rom gegründet wurde.

Romulus und sein Zwillingsbruder Remus wollten, so erzählt Livius, eine neue Siedlung gründen. Sie beobachteten den Flug von Geiern, um zu entscheiden, wer den Platz dazu aussuchen sollte. Dabei kam es zum Streit zwischen den Brüdern, und Romulus erschlug Remus. Romulus gründete dann Rom und wurde dort der erste König. Man nimmt an, daß die Geier, deren Reste jetzt gefunden wurden, an der Grabstätte des Romulus ihm zu Ehren geopfert wurden.

Zeichnungen: Einicke

Gespenster auf hoher See

Fortsetzung von Seite 17

einem der Laderäume hatte Vogel auf eine aufgebrochene Kiste gezeigt: »Greif mal hinein!« Und Schrenk griff. Mit einem Bündel funkelnagelneuer Banknoten kam seine Hand wieder heraus. »Geld?«

»Geld«, nickte Vogel. »Chinesische Yüan. Und das ist bloß eine Kiste. Aber da steht noch eine. Und da auch. Und dort. Alles Geld. Einhundertvierundachtzig Kisten Geld. Ich habe den Schatz entdeckt, weil ich über geheimnisvolle Bezeichnungen in den Ladepapieren gestolpert bin.«

»Und was ist mit dem Geld los?« fragte Schrenk. »Habe ich auch schon 'raus«, grinste Vogel. »Es ist eine Neuauflage echter Tschungking-chinesischer Yüan, eine neue Serie, die in Amerika gedruckt wurde. Sie sollte über Australien und Indien, dann über die Burmastraße nach China gebracht werden.«

Das große Märchen war da! Zwei Männer sitzen, fünf Tagereisen von Australien entfernt, im Laderaum eines gekaperten Schiffes auf Kisten voller Geld. Herrenlosem Geld. Wie oft hatten sie als Jungen davon geträumt? Von dem großen Schatz?

»Man müßte es über China abwerfen, dann geht dort die Währung in den Eimer«, sinnierte Schrenk.

»Ach was«, konterte Willi Vogel, »damit kaufen wir den Schwarzen Markt von Shanghai aus. Seide und Stoffe. Mineralien. Versorgungsgüter.« Beide schwiegen. Dachten an vieles, was man in Shanghai noch kaufen könnte. Und was nicht unbedingt ›kriegswichtig‹ war. Beide spürten das große Märchen. 184 Kisten Geld! Es war einfach nicht zu fassen. Vogel fuhr mit Schrenk hinüber auf Schiff 10, um Gumprich genau Bericht über die Ladung der ›Nankin‹ zu machen. Auch der guckte nicht schlecht, als er die Geschichte mit den 184 geheimnisvollen Kisten erfuhr. Freilich, 4000 Doppelsäcke Mehl waren vorerst nützlicher. Großartig waren die Kantinenwaren: Schokolade, Feinseife, Drops. Außerdem 8800 Ballen Wollstoff. 500 Tonnen Zinn. Zinn: das in Deutschland so dringend benötigte Metall. »Das wichtigste der Ladung aber ... das kriegswichtigste«, korrigierte sich Vogel leicht grinsend, »das sind 400 Sack Privatpost und reguläre Dienstpost sowie 56 Sack geheime feindliche Kurierpost.« Kapitän Gumprich traute seinen Ohren nicht. »Mann, Vogel, das söhnt mich mit dem Schiff voll Gefangener wieder aus. 56 Sack Kurierpost. Wir müssen sofort die SKL (Seekriegsleitung) von diesem Fund unterrichten.« Da meldete sich bereits Rasner: »Kapitänleutnant Rasner zur Stelle.«

»Rasner, sofort einen Funkspruch an die SKL: Auf ›Nankin‹ 56 Sack geheime Kurierpost erbeutet. Erbitte Post- und Gefangenenabgabe an ›Regensburg‹.« — »Jawohl!«

Und dann wendet sich Gumprich wieder an Vogel: »Leutnant Vogel, die Ladung der ›Nankin‹ darf weder dem Feind in die Hände fallen, noch darf das Schiff versenkt werden. Sie bleiben in der Nähe von ›Thor‹, bis die wichtigsten Dinge an die ›Regensburg‹ übergeben sind. Dann müssen Sie versuchen, mit der ›Nankin‹ und der Post-Ladung Japan zu erreichen. Wir treffen uns nach der Spinne alle 14 Tage.«

»Jawohl, Herr Kapitän, nach der Spinne!« salutierte Vogel.

Im nächsten Heft: Geheimnis Spinne — Weit ist der Weg nach Yokohama.

EHEPROBLEME

Sie ist älter

Ein neuer Frauentyp ändert unsere konservativen

Verlegenes Verstummen breitet sich aus, wenn davon die Rede ist; selbst moderne Frauen gehen — wenn sie älter sind als ihre Männer — einer Erörterung dieser Themen gern aus dem Wege. Sie sind zwar die einzigen, die mit einer gewissen Berechtigung dazu Stellung nehmen können, aber eine unbegreifliche Scheu hindert sie zu sagen, was ist. Sonst so vorurteilsfrei, ›genieren‹ sie sich plötzlich — vor der Gesellschaft, vor der Umwelt, vor ihrem Mann. Und selbst wenn der eigene Mann in anerkennender Weise davon erzählen möchte, hören die ›älteren Frauen‹ das nicht gern.

Inmitten einer modernen Welt also sind noch Anklänge, Überbleibsel der Vergangenheit wirksam. Aus einer Zeit, in der für Frauen das Leben mit 45 Jahren zu Ende war, ragen sie herüber in die Gegenwart. Damals heirateten die Mädchen zwischen achtzehn und zwanzig, mit vierzig Jahren verabschiedeten sie sich von flügge gewordenen Söhnen und Töchtern; und mit fünfundvierzig Jahren bekamen sie graue Haare, trugen sich schwarz mit weißen Halskräuschen. Das war der Abschied vom Leben. Und wenn das auch biologisch noch nicht der Fall zu sein brauchte — man war alt. Und der Mann war noch jung; er durfte leben! Deswegen, so folgerte man damals, solle die Frau jünger sein als der Mann, denn dann wurden beide gleichzeitig und zusammen ›alt‹.

Viele antiquierte Vorstellungen haben im Laufe der Entwicklungen modernen Ideen Platz gemacht; diese aber hat sich hartnäckig konserviert.

Dabei gibt es kein Fundament mehr für diese Vorstellung in der modernen Realität. Die Frau von heute — das sagt die moderne Wissenschaft — hat die Zähigkeit wiedergefunden, mit der die Natur sie ausgestattet hat. Sie wird nicht schneller älter als der Mann; im Gegenteil, sie ist weniger verbraucht.

Mit dieser Realität erhält die Ehe zwischen der älteren Frau und dem jüngeren Mann ein anderes Gesicht. Sie ist eine Verbindung wie jede andere zwischen Mann und Frau, hervorgegangen aus freier Wahl.

Freilich, seitdem auch die Ehe psychoanalytisch durchleuchtet wird, pflegt man in solchen Verbindungen ›einen Mutterkomplex‹ des Mannes zu sehen. Wie war es mit dem großen französischen Maler Maurice Utrillo? Lebte und malte er nicht unter seelischer und materieller Behütung der älteren Lucie Valore, die ihn aus den Händen seiner Mutter übernahm? Hat nicht Werfel eine viel ältere Frau geheiratet? Wie war es mit Hebbel? Mit dem italienischen Dichter d'Annunzio und der weltberühmten Tragödin Eleonore Duse? Nur musische Menschen, so soll diese These nach dem Wunsch ihrer Verfechter logisch weitergeführt werden, gerade Künstler und Schriftsteller suchen weniger die Frau als die mütterliche Freundin, die Muse ihrer Kunst und den Mentor ihres Lebens. In diesen Fällen mag eine ›außergewöhnliche‹ Verbindung richtig sein; sie gibt diesen sehr sensiblen Männern einen festen Halt. In allen anderen Fällen aber ...

Unsere Gegenwart zeigt, daß solche Deutungen falsch sind. Die Beziehungen zwischen einem jüngeren Mann und einer älteren Frau sind unabhängig davon, ob sie sich in musischen Kreisen abspielen oder woanders. Ihre Realität ist unabhängig vom Alter: Bei zwanzig Prozent aller 1956 in der Bundesrepublik geschlossenen Ehen war die Frau älter als der Mann. Und — wie die Statistik weiter bestätigt — werden solche Ehen prozentual seltener geschieden.

Wenn aber möglicherweise solche Verbindungen tatsächlich im musischen Bereich häufiger als in anderen Berufen vorkommen, hat das andere Gründe: Unbestritten bleibt als Grundlage jeder echten Verbindung zwischen Mann und Frau jene direkte seelische Beziehung, in der zwei Menschen die gemeinsame Aussage ihres Wesens finden. Gerade in diesem Bereich aber sind Künstler, musische Naturen, besonders sensitiv. Sie übergeben sich und ihr Werk dem Menschen, der sich über herkömmliche Begriffe hinwegzusetzen vermag und damit auch verdeckte Werte erkennt — der überhaupt zu werten versteht, denn man sucht die Wert-Bestätigung im anderen. Es handelt sich hier also nicht um Neurose oder Komplexe des jüngeren Mannes, sondern es zeigt sich in diesen Fällen vielmehr naturhafter Instinkt, unbewußte Wahl dessen, was sich auch bewußt als richtig erweist. Daher verspüren Künstler intensiver die Führung und Verführung, die gerade von der älteren, der reifen Frau ausgehen kann.

Es gibt viele Beispiele für das Glück gerade solcher Ehen, in denen die Frauen älter als ihre Partner sind; freilich nimmt die Umwelt keine Notiz davon, und die Beglückten sprechen nur selten darüber. Dagegen sind die Lebensumstände von Künstlern allgemein bekannt; sie stehen im Licht der Öffentlichkeit, man interessiert sich für ihre Lebensarten. Wie war es mit Maria Bard und dem viel jüngeren Hannes Stelzer? Eine große Liebe, eine tragische Liebe ... untrennbar bis in den Tod. Man hat von Lilli Palmer gelesen und Carlos Thompson. Oder von Ljuba Welitsch, der Sängerin, die in



Foto: dpa

Ein Beispiel für Tausende: Renate Densow macht sich nichts daraus, daß sie ein paar Jahre älter ist als ihr Mann, der Schauspieler Hardy Krüger. Heute sieht man in solch einer Verbindung nichts Ungewöhnliches mehr.

als ihr Partner

Ehe-Vorstellungen. Eine Untersuchung / VON NIELS NÄRK

Hamburg berühmt wurde; vor zwei Jahren hat sie in Wien einen viel jüngeren Polizei-Angehörigen geheiratet. Und Renate Densow hat sich überhaupt keine Gedanken gemacht, als sie den jüngeren Schauspieler Hardy Krüger heiratete; sie verschweigt auch nicht, daß sie älter ist, das ist eine Sache ohne Bedeutung für ihr Glück.

Überall, wo ein unabhängiger Geist die falsche Auslegung der Ehe abzuschütteln vermag, gibt es eine glückliche Verbindung mit der älteren Frau. Mißdeutungen solcher Verbindungen entstehen nur, weil wir uns herkömmlicher Begriffe bedienen, wenn wir davon sprechen. Es handelt sich aber um einen Vorgang unserer Zeit, für den wir einen zeitgemäßen Maßstab finden müssen — denn schließlich handelt es sich um einen neuartigen Frauentyp, den sich der Mann des 20. Jahrhunderts auswählt. Dieser Typ gibt ein Maß von Lebensreife, das jüngere Frauen ihren Männern nicht zu bieten vermögen. Vielleicht ›strengen‹ jüngere Frauen mehr an: ein elementarer Egoismus wohnt ihnen inne, ein eifersüchtiges Empfinden selbst gegenüber der Arbeit des Mannes. Frauen aber, die älter sind als ihr Mann, vermögen seelische Ergänzungen in das Leben jeden Mannes zu tragen, der sich nach einem Ziel seines Lebens verzehrt — gleichgültig, ob im intellektuellen oder wirtschaftlichen Bereich.

Natürlich kommen die Methoden der modernen Körperkultur diesem neuen Typ Frau zu Hilfe; diese Frauen vermögen mit gepflegtem Äußeren reife Klugheit, Güte, Sicherheit im Auftreten zu verbinden. Doch sind das bloße Ornamente am Wesen dieser Zeiterscheinung, in deren Mittelpunkt die frauliche Persönlichkeit steht.

Es ist nur natürlich, wenn diese Frauen es ablehnen, bei der Frage nach ihrem Alter um zwei Jahre zu ›schummeln‹; man ist erhaben über die Armseligkeit eines Tricks, dessen Begriffswert aber von der Gegenwart längst überholt wurde. Für diese Frauen ist die Jahreszahl kein Problem; und sie benötigen auch nicht die äußere Bestätigung ihrer Wirkung durch kosmetische Experimente oder kindische Eifersucht.

Ehen jüngerer Männer mit älteren Frauen stellen Bindungen dar wie jede andere eheliche Bindung; aber sie erweisen mit ihrer Existenz etwas Bedeutsames: Für Erfolg oder Mißerfolg einer Ehe ist nicht der Altersunterschied ausschlaggebend.



Foto

»Er ist ein Künstler — oder hat einen Mutterkomplex« hieß es früher, wenn ein Mann eine ältere Frau heiratete. Ein Beispiel war die Ehe des französischen Malers Maurice Utrillo. Bevor er 52jährig die 7 Jahre ältere Lucie Valore heiratete, liebte er nur seine Mutter. Unser Foto zeigt den 72jährigen mit seiner Frau. Er küßt die Medaille, die ihm die Stadt Paris 1955 verlieh.







TIERE

Das mutige Häschen

Wie die Natur das hilflose Jungtier schützt

VON REINHARD GURTMANN



Foto: Gurtmann

KRISTALL veröffentlicht vorstehend eine recht außergewöhnliche Natur-Urkunde: den Schnappschuß von einem im Angriff fauchenden Junghasen, der seinen Gegner angesprungen hat und nun zum zweiten Sprung ansetzt. Man beachte die gespreizten Vorderläufe und das leicht geöffnete Maul des abwehrbereiten Tieres.

Schon im Märchenalter lernen unsere Kinder, was es heißt, wenn jemand ›das Hasenpanier ergreift‹: er sucht sein Heil in der Flucht, wie der Hase auf dem Felde vor den verfolgenden Hunden.

Eine Binsenweisheit, gewiß. Aber es geht mit ihr wie mit vielen Grunderkenntnissen heute: sie stimmt nicht mehr ganz. Neuere Forschungen und Beobachtungen haben gezeigt, daß auch der Hase zuzeiten so tapfer sein kann, daß er ›die Flucht nach vorn‹ antritt, daß er in und trotz seiner Hilflosigkeit den stärkeren Hund angreift:

Eine der vielen Merkwürdigkeiten, die die Natur für ihre Geschöpfe bereithält, um ihnen als Individuum oder um der Art Schutz zu gewähren.

In der Natur regiert überall der Kampf ums Dasein. Jedes Lebewesen, ob Pflanze oder Tier, ist ständig der Gefahr ausgesetzt, beiseite gedrückt oder vernichtet zu werden. Allen Lebewesen aber wohnt der unbändige, nicht zu unterdrückende Trieb inne, die eigene Art zu erhalten.

Selbst der Mensch, das gefährlichste und rücksichtsloseste Raubtier, unterliegt unbewußt diesem Trieb der Arterhaltung, wenn er beispielsweise im Großstadtverkehr ein spielendes Kind von der Fahrbahn herunterreißt, um es vor einem heranbrausenden Fahrzeug zu schützen.

Mannigfach sind die Möglichkeiten der Arterhaltung im Tierreich ausgebaut: Besonders gefährdete Arten erfreuen sich einer ungewöhnlich hohen Fruchtbarkeit. Andere wieder bedienen sich des passiven Schutzes der Form- oder Farbgebung, der Anpassung an die Umgebung und das Milieu, die das bedrohte Wesen den Blicken des Verfolgers entzieht

Beides: Fruchtbarkeit und passiver Schutz gehören zu dem Erscheinungsbild des Hasen, wie wir es seit jeher kennen.

Oft mag es dem Naturfreund schon widerfahren sein, daß ein Hase dicht vor seinen Füßen aus der Furche aufsprang und in mächtigen Sätzen das Weite suchte. Wird der Hase vom Hund verfolgt, schlägt er, sobald er den kläffenden Verfolger dicht hinter sich spürt, plötzlich einen Haken, der Hund schießt weiter geradeaus, verliert die Riechspur, der Hase ist ihn los und kann sich ein neues und sicheres Versteck aussuchen.

Grau wie ein Erdklumpen, streifig wie verwelkendes Gras bietet ihm sein Fell Schutz, solange die Felder



kahl und der Wald noch offen ist. Im Sommer stehen Gras und Getreide hoch, die Sträucher sind belaubt, und die Frage eines Verstecks bedeutet für Mümmelmann kein Problem. Der Polarhase in den arktischen Regionen trägt als Schutzfarbe im Schnee ein weißes Fell.

Doch die mit der Nase jagenden Feinde des Hasen lassen sich durch eine noch so gute optische Tarnung nicht täuschen. Ihr fein entwickelter Geruchssinn führt sie dicht an die Beute heran.

Hier nun beginnt der aktive Schutz, den die Natur dem ›beinahe Verlorenen‹ bereithält.

Das, was wir dem Hasen ankreiden: seine ständige Fluchtbereitschaft — wir sprechen ja von Angsthase und vom ›Hasenfuß‹ — ist in Wirklichkeit seine Stärke. Den natürlichen Feinden des Hasen gelingt es nur selten, ihn in seinem Revier zu fassen, es sei denn, der Hase sei ein krankes Stück.

Anders liegt der Fall bei den Junghasen. Hier befähigt die Natur die Hilflosen, sich in schreckdrohende Ungeheuer zu verwandeln. In ›Hase! Hase!‹ und während das Gehirn des Hundes sich auf schmackhafte, leichte Beute einstellt und in der nächsten Sekunde den Befehl an die Kiefermuskeln geben will: ›Zupacken! Zupacken!‹ — in diesem Augenblick erfolgt ein völlig unerwarteter Angriff:

Fauchend und spuckend, die kleinen Pfoten mit den Krallen nach vorn gespreizt, springt das neugeborene Häschen dem großen gefährlichen Hund genau gegen die hochempfindliche Nase.

Der erschrickt und springt zurück. Und nicht nur das: er läuft in völliger Verwirrung davon. Genau das wollte die Natur erreichen, wenn sie dem Junghasen diesen Wehrtrieb einpflanzte. So hilflos der Scheinangriff in Wirklichkeit sein mag, seine Wirkung erreicht er durch das Überraschungsmoment. Die Entscheidung zwischen Hase und Hund wird nicht durch ungestüme Kraft, sondern durch etwas Psychologie herbeigeführt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob nun alle Feinde bei jedem dieser Angriffe des Junghasen von ihrer



Foto: dpa

Ein weißes Fell schützt den Polarhasen vor seinen hungrigen Feinden, so wie die graubraune Schutzfarbe unsere Hasen vor dem Blick des Raubzeugs sichert.

Angreifer, die in des Wortes eigenster Bedeutung ›Gift und Galle‹ spucken können.

Zufall oder Absicht mag einen Störenfried dicht an den wenige Tage alten Satz Hasen herangeführt haben. Die Läufe der jungen Tiere sind schwach und ungelenk. Eine Flucht wäre sinnlos und wenig aussichtsvoll für das Hasenkind.

Hier nun beginnt das Wunder der Natur: Der Bedrohte wird zum Bedroher, der Angegriffene zum Angreifer, der Angsthase zum tapferen Kämpfer.

Während nämlich die Nase des Hundes den Geruch registriert: Beute ablassen. Erfahrene ›alte Kämpfer‹ werden möglicherweise trotzdem zupacken. Aber der Natur genügt es, wenn durch diese ›List‹ wenigstens ein kleiner Prozentsatz der gefährdeten Jungtiere mit dem Leben davonkommt.

Von Interesse ist auch, daß diese Angriffsreaktion des Junghasen lediglich bis zu seinem fünften Lebenstage erfolgt. Denn dann — o sinnvolle Natur — sind die Läufe des Tieres so weit gekräftigt, daß seine Flucht bereits erfolgssicher ist. Der junge Mümmelmann kann nun schon selbst für sich sorgen, das heißt, das Hasenpanier ergreifen.



DARAN GLAUBE ICH

Ludwig Hoelscher

Seitdem der Mensch über den Sinn der Welt und den Sinn des Daseins nachdenkt, beschäftigt ihn unablässig die Frage nach seinem eigenen Woher und Wohin. Wir wissen zwar, es wird uns nie gelingen, die letzten Geheimnisse unserer Existenz zu ergründen; dennoch trägt jeder Mensch das sichere Wissen in sich, daß seine Aufgabe in der Entwicklung und Betätigung seiner individuellen geistig-sittlichen Lebenskräfte besteht. Indem er diese ihm gestellte Aufgabe so gut wie möglich zu lösen versucht, arbeitet er auf seine ganz persönliche und unwiederholbare Weise mit an der Entwicklung der Menschheit. Jedem Menschen ist somit vom Leben ein besonderer Wirkungsbereich zugewiesen, in dem sein Dasein die schönste Erfüllung finden kann.

Nutzlos und unfruchtbar aber wäre unser Tun und Wirken, wenn es nicht getragen würde von der Güte und Kraft unseres Herzens, die die Brücke schlagen vom Ich zur Umwelt. Sie allein befähigen uns zur Hingabe an unser Lebenswerk, zum Dienst an unseren Mitmenschen. Wir spüren sie ahnend als den Urgrund allen Lebens in uns — wie in der gesamten Schöpfung.

Die Kraft des Guten wirkt geheimnisvoll in den Werken der Kunst aller Zeiten, in denen ja die seelisch-geistigen Kräfte des Menschentums ihre gültigste Formung erfahren. Dies erklärt auch das starke Bedürfnis des Menschen nach der Begegnung mit dem Kunstwerk. Es fordert unsere höchste geistige Aktivität heraus und verlangt von uns unerbittlich, unsere Existenz an seinen reinen Gesetzen zu messen.

Während wir nun zu den Werken der Literatur und der bildenden Künste durch eigenes Lesen und Betrachten gelangen können, bedarf es zum Erlebnis der großen Schöpfungen der Musik des Interpreten. Seine Aufgabe besteht darin, die Werke der großen Meister mit nachschaffender Einfühlung immer wieder so zu gestalten, daß sie vor den Zuhörern in ihrer ganzen inneren Wahrheit neu erstehen. Welche Fülle von Schönheit und Beglückung strömt uns aus der Musik zu! Wer hat noch nicht die Größe und Klarheit, die tiefe Religiosität eines Johann Sebastian Bach; die vollkommene Harmonie und Schönheit der Werke Mozarts als Bereicherung seiner Seele erfahren; wer noch nicht aus der leidüberwindenden Musik eines Beethoven Trost und Hoffnung geschöpft?

Die Menschen an diese reichen Quellen innerer Beglückung heranzuführen, ist für den ausübenden Musiker eine herrliche Aufgabe. Indem er sich ihr freudig und glaubend hingibt, strömen ihm aus dem Kontakt mit seinem Publikum, aus dessen aktivem Zuhören und Miterleben alle die Kräfte zu, deren er zur Erfüllung seiner Berufung bedarf.

Ich glaube, daß wir alle gerade heute in unserer ruhelosen, von der Mechanisierung bedrohten Welt mehr denn je durch die Musik die innere Sammlung erlangen können, die Voraussetzung ist, unser Leben über das Vergängliche hinauszuheben und den Glauben an die ewigen Werte der Menschheit in uns zu stärken.

Hoelscher

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Magische Träume durch Pilze

Ich halte die Veröffentlichung eines solchen Themas, wie in KRISTALL Nr. 10 geschehen, für gefährlich. Wer übernimmt die Verantwortung, wenn unreife Menschen die Wirkung des Rauschgifts einmal ›ausprobieren‹?

Kurt MERKLE, Heidenheim

Problem Sommerferien

Der Artikel von Dr. Prause in Nr. 11 trifft den Kern des Problems, wenn er verlangt, das Schuljahr möge im Herbst beginnen. Pädagogische und medizinische Gründe sprechen dafür. Deshalb halten unsere bayerischen Kollegen an dem Schuljahrsbeginn im Herbst fest. Auch in Österreich hat stets der Herbstbeginn als Schulanfangstermin gegolten. Seit der Schulreform von 1937 ging das sogenannte Altreich zu dieser Einteilung über. 1945 behielten Bayern und Mitteldeutschland (Sowjetzone) die bewährte Reglung bei. Es wäre zu wünschen, daß die Ständige Konferenz der Kultusminister zu einer Ferienordnung im Sinne der von KRISTALL vorgeschlagenen Regelung käme.

Karl SCHULZ, Studienrat an der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule, Bethel

Europäer im Fernen Osten

KRISTALL berichtete in Nr. 7/26 von dem Besuch der Polos in Peking bzw. Karakorum. Am Hof zu Peking haben die Polos als fromme Katholiken den Herrscher Kublai zu bekehren versucht. Sie erreichten sogar, daß der Großkhan sie schließlich nach Rom sandte mit dem Auftrag, ihnen einhundert gelehrte Mönche mitzugeben, damit er sich von diesen überzeugen lassen könne, daß das Christentum die allein selig machende Religion sei. Wenn das gelänge, wollte sich der Großkhan mit seinem Gefolge und seinen Untertanen zum Christentum bekehren. Als die Polos mit diesem geschichtlich bedeutsamen Auftrag in Rom ankamen, war der



Foto: Anneke Himpe

Wer Ludwig Hoelscher einmal Cello spielen hörte, wird ihn nicht wieder vergessen. Er vermag den Saiten dieses dunklen, von Natur etwas spröden Instruments überraschend weiche und warme Töne abzugewinnen. Als erster wagte er es, das cellistische Gesamtwerk Paul Hindemiths vorzutragen. Auf seine Anregung hin entstanden die Cello-Werke Carl Höllers, Heinrich Sutermeisters und Ernst Kreneks. Durch ihn kam Werner Henzes Cello-Konzert ›Ode an den Westwind‹ zur Uraufführung. Der heute 50 Jahre alte Künstler begann schon mit fünf Jahren auf dem Cello zu üben. Sein Vater war passionierter Hausmusiker und wollte so früh wie möglich mit seinen drei Söhnen Quartett spielen. Später wurde Hoelscher Meisterschüler des berühmten Cello-Lehrers Wilhelm Lamping, mit 24 Jahren trat er zusammen mit der Pianistin Elly Ney an die Öffentlichkeit; und schon als 29jähriger erhielt er eine Professur an der Hochschule für Musik in Berlin. Heute konzertiert Hoelscher an allen großen Konzerthäusern Europas. *v. z. M.*

päpstliche Stuhl leer. Clemens IV. war am 29. November 1268 gestorben. Erst drei Jahre später, als die Polos sich bereits wieder auf dem Wege nach dem Osten befanden, wählte das Conclave einen neuen Papst, der sich Gregor X. nannte.

Dr. Florenz RÖMER, Hagen i. W.

Gesunde Milch für alle

In Nr. 11 teilen Sie mit, daß die in der Bundesrepublik verkaufte Milch auf einen Fettgehalt von drei Prozent ›eingestellt‹ wird. Die Milch, die von der Kuh kommt, hat aber zwischen 3,6 und 4 Prozent Fettgehalt. Also wurde eine Qualitätsminderung vorgenommen.

Meta BRAUER, Offenbach

Auch die Moskauer Hausfrauen gewöhnen sich daran, die Milch in genormter Form zu kaufen. Ein Viertel der in der russischen Hauptstadt umgesetzten Milch wird in Flaschen abgegeben, der Rest wird in die von den Käufern mitgebrachten Gefäße gefüllt.

Heinz SCHEWE, Moskau

Weitere Leserbriefe siehe Seite 44

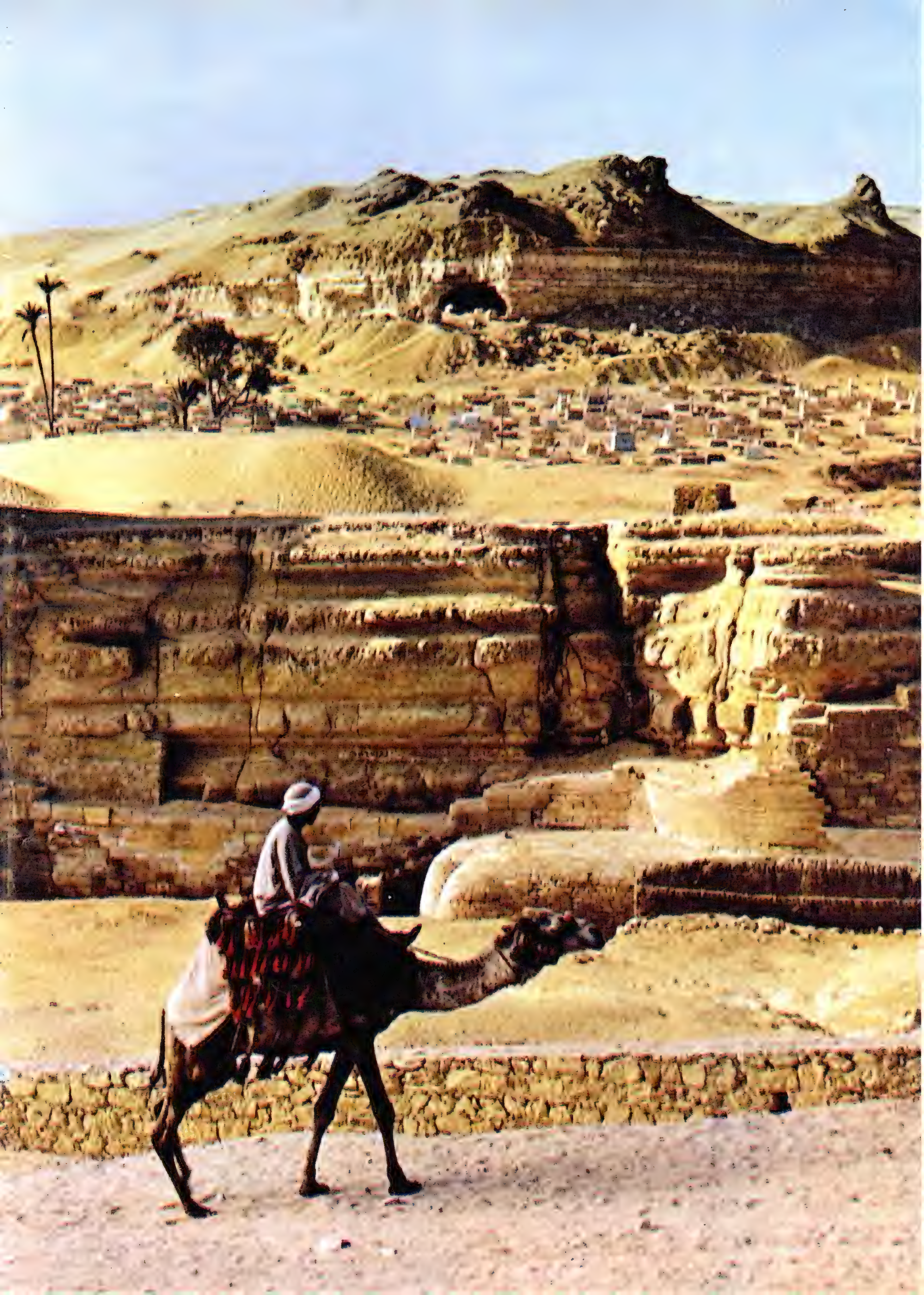
Das Antlitz der ERDE

Sphinx von Giseh

Als der Stern von Bethlehem aufging, hlief König Chefren schon zweieinhalb Jahrtausende der Ewigkeit unter seinem 144 Meter hohen Grabmal. Anbetung fordernd, hatten Priester und Baumeister des hingeschiedenen Gottkönigs mächtiges Abbild vor die Pyramide gesetzt: den Sphinx. Seit mythischer Zeit richtet das Menschentier die blinden Augen auf den Exerzierplatz der Sonne. ähne und Rumpf sind eingerissen, Geschosse haben den Fels verstümmelt. Aber immer wieder hob sich das Antlitz mit der Haubenmähne, Zeuge eines großen Geschlechts, das gegen den Tod it steinernen Denkmälern stritt. Gegen ihre Macht wirkt die des korsischen Eroberers wie ein Lausbubenstreich: hier sprach Napoleon das ›nkwürdige Wort: »Soldaten! Vierzig Jahrhunderte blicken auf euch herab.« Der Zeitgenosse fährt mit der Straßenbahnlinie 14 von Kairo s direkt an den Rand der Pyramiden, wenn er nicht einen Kamelritt vorzieht. Vor dem Fabeltier klickt der Verschluß eines Fotoapparates, und ein Weltwunder ist für den Hausgebrauch ›nserviert. Der braunhäutige Nachkomme Pharaos öffnet die Hand dem Trinkgeld, und so fällt der Segen des Königs Chefren noch nach fünftausend Jahren als linder Regen auf den Sohn der Wüste.

Marianne Eichholz







Die Zufahrtsbrücke zu den Anlegeplätzen für Riesentanker in Wilhelmshaven schiebt sich 705 Meter weit in den Jadebusen hinein. An ihrem Kopfende erhält sie zwei Löschbrücken, so daß ein großes T entsteht. 700 gigantische Tanker jährlich sollen hier bald ihre Ladung ›flüssigen Goldes‹ löschen.

Ein Ölhafen für die Ruhr

VON GÜNTHER ENGELMANN

Ein großes Kapitel in der Geschichte der Weltmacht Öl hat jetzt in Deutschland begonnen: Ein Ölhafen für die gewaltigsten Tankschiffe der Zukunft und eine Ölleitung zum Rhein-Ruhr-Gebiet werden gebaut.



Alle Fotos: Alfred R. Meyer

Bei jedem Wetter wird gearbeitet. Auf dem Bild oben bereiten Schweißer im Regen das Zusammenschweißen der elf Meter langen Ölrohre vor. Die Schweißer sind die Könige der Baustelle. Von ihrer Arbeit hängt die Lebensdauer der Leitung ab. In Wilhelmshaven wird die Ölleitung an Riesentanks angeschlossen (Bild rechts), die das Öl aufnehmen sollen, bevor es durch die Pipeline direkt zum Rhein-Ruhr-Gebiet fließt. Der Tank im Hintergrund hat 55 Meter Durchmesser.

Flüssiges Gold für Deutschlands industrielles Herz: durch eine 380 Kilometer lange Rohrleitung wird Öl von Wilhelmshaven direkt in das Rhein-Ruhr-Gebiet fließen. In Wilhelmshaven aber werden die größten Tankschiffe der Welt, 110 000-Tonner, die heute erst im Bau sind, ständige Gäste sein. Hier entsteht der erste Hafen auf dem europäischen Festland für diese Meeresriesen der Zukunft.

Dieses neue und deutsche Kapitel in der Geschichte der Weltmacht Öl, ein Kapitel der Superlative, hat eine nüchterne Vorgeschichte: die Überlegungen von Wirtschaftsfachleuten über den zukünftigen Energiebedarf Westdeutschlands. Das Ergebnis der Überlegungen war beunruhigend. Im Jahre 1965 nämlich wird die Bundesrepublik durch den weiter zu erwartenden Anstieg der Industrieproduktion eine ›Energielücke‹ haben, die dem Energiegehalt von 45 Millionen Tonnen Steinkohle entspricht. Nur zu knapp einem Viertel kann diese Lücke durch Kohleeinfuhr ausgefüllt werden. Auch Braunkohle, Wasserkraft und Erdgas können das Loch nicht stopfen, weil sie schon heute ihre höchste Leistungsfähigkeit in Deutschland fast erreicht haben. Die Atomenergie durch Kern-

Fortsetzung Seite 40





Sie hat „das gewisse Etwas…"

NEPTUN

Typ apart

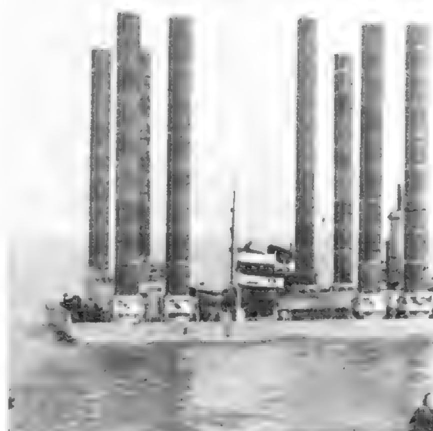
EINE NEUE FILTER-CIGARETTE DES HAUSES KYRIAZI

Fortsetzung von Seite 38

spaltung jedoch berechtigt zwar zu allen Hoffnungen, doch wird diese Energiequelle in den nächsten Jahren noch kaum in Erscheinung treten. Um die Atomenergie in großem Maßstabe ausnutzen zu können, müssen noch ungeheure Summen angelegt werden.

Erdöl heißt die Lösung in diesem Dilemma. Der westdeutsche Mineralölverbrauch hat sich von 1950 bis 1956 verdreifacht und wird sich bis 1965 abermals verdreifachen. Dabei fällt vor allem die Steigerung des Heizöl-Verbrauchs ins Gewicht.

Um mit dieser Entwicklung Schritt zu halten, werden im Rhein-Ruhr-Gebiet bereits neue bedeutende Ölraffinerien, Anlagen zur Verarbeitung des Rohöls, gebaut. Wie aber kann man diese Verarbeitungswerke am günstigsten mit Öl versorgen? Wollte man sich auf die Eisenbahn verlassen, müßte der bestehende



Ein unentbehrlicher Helfer für die Brückenbauer ist diese Ramminsel: eine schwimmende Plattform, von der aus man die Pfähle der Tankerlöschanlage in den Meeresboden treibt.

Kesselwagen-Park annähernd verdoppelt werden. Auch der Transport durch Binnenschiffe ist keine ideale Lösung, denn der Rhein ist schon jetzt zu sehr belastet. Außerdem könnte ungünstige Witterung den Transport verzögern. Die Raffinerien müssen regelmäßig und zuverlässig mit Öl versorgt werden.

Der beste Ausweg ist daher, das Öl einer ›Pipeline‹ anzuvertrauen (dieses englische Wort, das man paiplain spricht, wird für Rohrleitungen von größerem Durchmesser, besonders zur Leitung von Öl, gebraucht). Sie kann die Raffinerien im Rhein-Ruhr-Gebiet direkt mit einem Seehafen verbinden. Lange hat man geschwankt, ob man Rotterdam oder Wilhelmshaven als Ausgangspunkt der Ölleitung wählen sollte. Die deutsche Nordseestadt errang schließlich den Sieg über den bedeutendsten Hafen auf dem europäischen Festland, weil das Fahrwasser des Jadebusens verhältnismäßig einfach auf die für größte Tankschiffe nötige Tiefe gebracht werden kann. Die 110 000-Tonner, die in Wilhelmshaven ihre Fracht löschen sollen, haben eine Länge von 260 Metern und einen Tiefgang von 14,70 Metern. Heute gibt es zwar noch kein einziges Exemplar dieser gigantischen Schiffe auf den Weltmeeren. Die größten Tanker haben 85 000 Tonnen Gesamtgewicht. Aber schon ist mit dem Bau von einigen 110 000-Tonnern begonnen worden.

Ende 1958 soll die Pipeline, an der jetzt mit Hochdruck gearbeitet wird, fertiggestellt sein. Bis dahin muß aber auch die Brücke in Wilhelmshaven stehen, an der die Tanker anlegen und ihre wertvolle Fracht löschen. Sie wird vor dem Heppenser Groden gebaut, einem in den Jahren 1938—40 eingedeichten Koog. Zunächst wird sie aus einer Zufahrts-

brücke und aus einer rechtwinklig dazu nach rechts (Süden) sich hinziehenden Löschbrücke gebildet. Später will man sie durch eine weitere Löschbrücke erweitern, so daß die ganze Anlage die Form eines T erhält. Der Querbalken dieses T wird 1,5 km lang sein. An ihm können gleichzeitig vier 110 000-Tonnen-Tanker und zwei von je 47 000 Tonnen festmachen. Pausenlos werden die Schiffsriesen eintreffen, zunächst dreihundert jährlich, später siebenhundert. Sie werden Wilhelmshaven schnell wieder verlassen, denn die Liegegebühr verschlingt enorme Summen. Pro Tonne und Tag wird man wahrscheinlich eine Mark berechnen.

Die gewaltigen herangebrachten Ölmengen finden in zunächst 14 Tanks Aufnahme, bevor man das ›flüssige Gold‹ in die Pipeline pumpt. Die Tanks stehen am Ufer, unmittelbar hinter der Brücke. Jeder dieser Giganten aus Stahl schluckt 31 500 Kubikmeter Öl. Diese ›Zwischenstation‹ für das Öl ist notwendig, weil in der



Die Ramminsel in Betrieb. Die acht ›Rohrbeine‹ sind ausgefahren und ermöglichen, die Plattform in jede gewünschte Höhe zu heben. Links auf diesem Bild wird gerade gerammt.

Pipeline ein gleichbleibender Druck herrschen muß, den Vorratslager und Pumpen gewährleisten.

Das Öl in der Leitung tritt im Fußgängertempo die Reise an. Die Rohre, aus denen die Leitung jetzt gebaut wird, haben 71 cm Durchmesser. Wer an einer solchen Baustelle steht, wo die Rohre in den Boden verlegt werden, und glaubte, sich nicht mehr wundern zu können, der lernt das Staunen wieder. Eine Maschine schiebt den Mutterboden zur Seite. Dann frißt sich eine ›Grabenfräse‹ in das Erdreich, speit den Sand zur Seite, säuberlich getrennt vom Mutterboden, und zieht einen 1,70 m tiefen Graben, der in jeder Minute drei Meter länger wird. Darauf senken Seitenarmbagger die hundertmeterweise aneinandergeschweißten Rohre ab. Dann wird der Graben zugeschüttet, obenauf kommt der Mutterboden, und nach wenigen Tagen deutet nichts mehr darauf hin — abgesehen von einem zerbrochenen Zaun vielleicht, der gerade noch repariert wird —, daß hier eine motorbeseelte ›Elefantenherde‹ am Werk war. Daher gibt es kaum Schwierigkeiten mit Grundbesitzern. Täglich wandert die Baukolonne mit ihren Maschinen einen Kilometer weiter.

290 Millionen Mark wird die Nordwest-Ölleitung samt Ölhafen voraussichtlich kosten. Eine ungeheure Summe. Wird sich dieser Aufwand lohnen? »Ja!« sagen die Finanzexperten, »wenn Ölleitung und Ölhafen mindestens 30 Jahre voll leistungsfähig bleiben.« Für 30 bis 40 Jahre Lebensdauer haben die Firmen, die an dem Projekt bauen, die Garantie übernommen. Man rechnet jedoch damit, daß die Anlage noch länger brauchbar sein wird. »Es kann sein«, erklärt die Bauleitung, »daß die Pipeline auch nach hundert Jahren noch in Ordnung ist.«

Nivea-braun auf neue Art!

Kinderleicht... denn ein Druck aufs Knöpfchen genügt, um Nivea-Ultra-Öl-Spray dünn und gleichmäßig auf die Haut zu versprühen. Nivea-Spray schützt und pflegt Ihre Haut zugleich mit einer Kombination ausgewählter Öle und echtem Nußextrakt. Mit Nivea-Spray gebräunte Haut dörrt nicht aus. Sie bleibt sammetweich und geschmeidig.

im clipverschlossenen Plasticbeutel DM 5,–

Nivea-Creme: DM –,45 bis 2.95

Ultra-Öl: DM –.75 bis 2.50

Machen Sie den Versuch; man wird Sie bald um Ihr herrliches Ferienbraun beneiden!

UNSER KREUZWORT-PREISRÄTSEL

Zarte Blüten

Diese Fotos zeigen drei wunderschöne Blüten. Die Auflösung der Fragen 51. waagerecht, 1. und 27. senkrecht ergibt Ihre Namen.

1	2	3			■	4	5	6	7	8
9				■	10	■	11			
12			■	13		14	■	15		
	■	16	17				18		■	
■	19									■
20	■	21		■		■	22		■	23
24	25			26	■	27			28	
29			■	30	31		■	32		
33		■	34					■	35	
36		37	■	38			■	39		
40			41		■	42	43			
	■	44		■	45	■	46		■	
■	47			48	49					■
50	■	51							■	52
53	54		■	55			■	56	57	
58			59	■		■	60			
61					■	62				

BÜCHER IM WERTE VON 1000 DM

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A—Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 26. Juni 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in unserer Nummer 15/1958.

Auflösung aus Heft 12

Waagerecht: 1. Biese, 5. Dante, 8. Stehlampe, 9. ja, 11. Brot, 14. Esel, 16. Sandale, 17. Rat, 19. Tee, 20. nun, 22. Iren, 24. **Fink**, 26. s. l., 27. Se, 28. Landschaft, 29. es, 31. rege, 34. Maul, 36. Leu, 37. Rad, 38. Ute, 39. Spaniel, 42. Susi, 44. Last, 46. Sr, 48. Ai, 49. Nesseltuch, 51. **Lerche**, 52. Pegel.

Senkrecht: 2. Isar, 3. Senta, 4. Ehe, 5. das, 6. **Amsel**, 7. Tete, 9. Iberia, 10. Klinke, 12. Oste, 13. Oder, 15. Seni, 18. Aralsee, 21. Unstrut, 23. Nante, 24. Flaum, 25. Ade, 26. Schi, 29. Erlaß, 30. Pleite, 32. Guß, 33. Sand, 35. Aula, 37. Ra, 40. Pirsch, 41. Elite, 43. Urne, 45. Sache, 47. Ase, 48. Alp, 50. er.

Der vierte Singvogel hieß: **DROSSEL.**

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 11

1.—3. Preis: Käthe Voigt, Münster, Westf.; Lieselotte Weller, Friedberg (Hessen); Dr. Fritz Schäfer, Schömberg (Kreis Calw).

4.—7. Preis: Carl Hager, Witten (Ruhr); Federico Carlos Riedel, Buenos Aires (Argentinien); Else Nieden, Baden-Baden; Minna Hausmann, Lübeck.

8.—13. Preis: Fritz Trommer, Bad Wildungen; Werner Biesenthal, Berlin-Charlottenburg 5; Agnes Hartmann, Braunschweig; Wilhelm Roller, Bochum-Werne; Hannelore Müller, Worms/Rh.; Waltraut Kraft, Bad Homburg v. d. H.

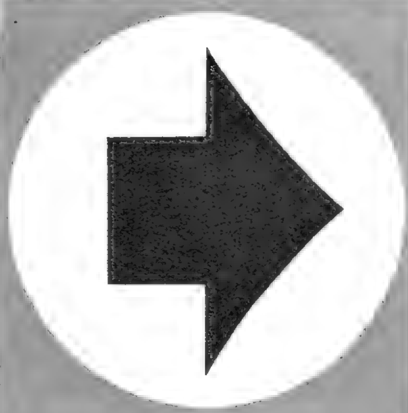
14.—20. Preis: Dr. med. John, Trier (Mosel); Maria Fuchs, Saloniki (Griechenland); Lisa Wackerhage, Vöhrum Peine; Henny Krückeberg, Bremen; Günter Zulla, Konstanz (Bodensee); Hans-Joachim Glaubitz, Wattenscheid; Lisel Koster, Köln-Lindenthal.

21.—3. Preis: Jakob Schorr, Völklingen (Saar); Aili Laine, Helsinki (Finnland); Kurt Bischoff, Aachen; Wilhelm Vogler, Einfeld bei Neumünster; Albert Eger, Berlin-Spandau; Eduard Hack, Heidelberg; Ingeborg Tiedcke, Hamburg 13; Siegfr. Borgmann, Villingen (Schwarzwald); Wolf Lossen, Bad Godesberg; Franz Josef Kauhausen, Düsseldorf.

Waagerecht: 1. bayerischer Donauzufluß, 4. Tubeninhalt, 9. Berliner Sender, 11. Kartenspiel, 12. Titelfigur eines Bühnenwerks von Hauptmann, 13. Papagei, 15. nordischer Männername, 16. Pilot, 19. Herrscher, Leiter, 21. Präposition, 22. chinesisches Wegemaß, 24. Schiffahrtsstraße, 27. oberbayerischer Kurort am Starnberger See, 29. englisch: und, 30. biblischer Hohepriester, 32. französisch: nein, 33. Abkürzung für Neue Kerze, 34. Teil der Ähre, 35. Abkürzung für tons, 36. Artikel, 38. französisch: König, 39. Getränk, 40. Kampfbahn, 42. Flachland, 44. Zustimmung, 46. französischer Artikel, 47. herankommen, 51. siehe Bild 1, 53. Ausruf des Verstehens, 55. Beugeform von haben, 56. Entfernungsbegriff, 58. Zahlungsmittel, 60. Feldgerät, 61. Baum, 62. Stich- und Wurfwaffe.

Senkrecht: 1. siehe Bild 2, 2. weiblicher Kurzname, 3. Förderanlage, 5. Spielkarte, 6. exotisches Insekt, 7. Niederung, 8. Lebenszeichen, 10. deutscher Zoologe und Schriftsteller, 13. An-, Aussehen, 14. mohammedanischer Titel, 17. Strom in Sibirien, 18. Raubvogel, 20. Lärm, Ärgernis, 23. dunkel, 25. Schiffszubehör, 26. Seuche, 27. siehe Bild 3, 28. diplomatische Schriftstücke, 31. Papstname, 37. Enttäuschung, 39. Meeresarm zwischen zwei Festländern, 41. Ausruf des Erstaunens, 43. Metall, 45. deutscher Operettenkomponist, 48. Ausruf des Bedauerns, 49. Abkürzung für: hora sine tempore (pünktlich, ohne akademisches Viertel), 50. Honorar, 52. französisches Departement, 54. nordische Göttin der Unterwelt, 57. nordischer Männername, 59. französisch: von. (i = j)

Die Buchstaben in den Zahlenfeldern: 1, 9, 15, 18, 36, 49, 52 und 61 ergeben nach richtiger Anordnung eine vierte besonders schöne und zarte Blume. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.



Jede *Kristall*-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Dr. Luthers Thesen gegen den Ablaß-Handel

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 35

Geschichte der Menschheit

Bei Tannenberg, wo im Jahre 1410 der Deutsche Orden geschlagen wurde (siehe ›Geschichte der Menschheit‹ Nr. 29), siegten 1914 Hindenburg und Ludendorff über die russische Narew-Armee. 93 000 Gefangene wurden gemacht. Das war seit Cannae (216 v. Chr.) das erste Mal in der Kriegsgeschichte, daß eine Umfassungsschlacht gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner gelang. Ein Unterschied freilich bleibt: bei Tannenberg wurden die Russen gefangen. Bei Cannae hat Hannibal die Römer vernichtet.

Günther WERHAHN, Lübeck

Über die Ursachen des Sieges der Mongolen bei Liegnitz schreibt Eduard Erkes in seiner ›Geschichte Chinas‹: ›1241 gelangte ein mongolisches Heer bis Schlesien, wo die deutsch-polnische Armee in der Schlacht bei Liegnitz in ganz modern anmutender Weise durch einen Gasangriff vernichtet wurde, den jedenfalls chinesische Kriegstechniker in derselben Weise durchführten, wie es in der zeitgenössischen chinesischen Literatur berichtet wird.‹

Studienrat A. KOLBE, Wentorf, Post Reinbek

In Nr. 30 fand ich unter dem Titel ›Kaiser Sigismund‹ die Bemerkung, daß der Verstorbene als Nachfolger seinen Schwiegersohn Erzherzog Albrecht von Österreich vorgeschlagen habe. Der Titel Erzherzog wurde für die Mitglieder des Hauses Habsburg erst 1459 durch Kaiser Friedrich III. geschaffen. Da Sigismund bereits 1437 gestorben war, war Albrecht damals lediglich Herzog von Österreich.

Georg von WEISMAYR, Salzburg

Zu der Zeit Ihrer Berichte um 1350 stellte man sich die Erde noch als Scheibe vor. Erst Kopernikus erkannte, daß sie Kugelgestalt habe.

Friedrich FEGER, Hardissen über Lage (Lippe)

Verdienstvoll fand ich Ihre Darstellung des Schicksals der Johanna von Orleans und über die Hussiten. Es ist die volle Wahrheit, die uns im Geschichtsunterricht kaum gegeben wurde.

Pastor Hans NAETHER, Düsseldorf

Weitere Briefe siehe Seite 49

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit verste fürchtet die Zukunft nicht me

Redaktion: KRISTALL 1479 - 1508 nach Christus Nr. 32 · Seite

Kolumbus bezwang den Atlantik Die Entdeckung einer neuen Wel

Triumphzug der Heimkehrer

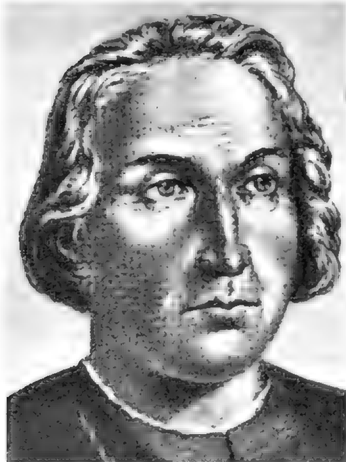
Von unserem Sonderberichterstatter

Am königlichen Hof zu Barcelona, im April 1493

Ein neues Zeitalter hat sich angekündigt: ein Zeitalter der Entdeckungen, des Handels, des Reichtums, der Eroberung neuer Welten, vielleicht gar ein Zeitalter des Goldrauschs. Der Genuese Christoph Kolumbus hat den Anfang gemacht. Am spanischen königlichen Hof ist er seit Tagen der meist geehrte Mann. Aber nicht nur hier, sondern in ganz Europa wird dieser kühne Seefahrer wegen seiner beispiellosen Tat bewundert und beneidet. Kolumbus hat bewiesen, daß man den Ozean überqueren kann. Er hat bewiesen, daß die Erde eine Kugel ist. Er hat bewiesen, daß man, nach Westen um die Erde segelnd, schließlich neues Land finden muß.

Siebzig Tage haben die Schiffe des Kolumbus gebraucht, bis sie den Ozean überquert hatten und auf der andern Seite auf bisher unbekanntes Land mit unbekannten Einwohnern stießen. Kolumbus ist überzeugt, Westindien erreicht zu haben. Die Einwohner nannte er Indianer.

Es war eine Reise auf Leben und Tod, die Kolumbus am 3. August 1492 im Auftrage der Königin Isabella von Kastilien mit drei Karavellen von Palos aus antrat. War denn die Erde wirklich eine Kugel, wie es



Admiral Christoph Kolumbus

neuerdings von einigen Gelehrten behauptet wurde? Eine Kugel, um die man herumfahren konnte? War sie nicht vielleicht doch nur eine Scheibe, die plötzlich irgendwo aufhört, so daß Schiffe und Mannschaften ins sichere Verderben fuhren? Kolumbus aber glaubte fest an die Kugelgestalt der Erde. Er war davon überzeugt, auf dem westlichen Weg über das große Wasser nach Indien, das heißt nach Asien, zu kommen. Es gelang ihm aber nicht, auch den König von Portugal von dieser Theorie zu überzeugen, damit er ihm die Expedition ermöglichte. Da ging Kolumbus nach Spanien, das unter der Herrschaft der ›Katholischen Majestäten‹ Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon steht. Sie schlossen mit Kolumbus einen Vertrag. Zu den erforderlichen 30 000 Goldmark gaben sie die Hälfte, die andere Hälfte lieh Kolumbus sich von Freunden. Dann wurden die Schiffe ausgerüstet: die ›Santa Maria‹, die mit ihren 52 Mann unter seinem persönlichen Kommando stand, die ›Nina‹ für 18 und die ›Pinta‹ für ebenfalls 18 Mann. Die Rückfahrt machte Kolumbus auf der ›Nina‹. Sein stolzes Schiff war vor den Westindischen Inseln leck geschlagen.

Als Kolumbus nach sieben Monaten heimkehrte, als Sieger und Entdecker, da war er, wie es im Vertrag festgelegt worden war, Vizekönig aller von ihm entdeckten Inseln. Auch soll ihm künftig der zehnte Teil aller erworbenen Perlen und Edelsteine, aller Gewürze und Edelmetalle gehören.

Im Triumph zog der Heimkehrer durch Spanien. Mit ihm und seiner Mannschaft gingen sechs festlich aufgeputzte Indianer mit ihren bunten Papageien. Während die Straßen von jubelnden Menschen gesäumt waren, zeigten die Heimkehrer seltsame Pflanzen und kostbare Gewürze und vor allem Gold. So zogen sie nach Barcelona, um dem König ihre Schätze zu Füßen zu legen.

Teilung des Erdballes

Von unserem Berichterstatter

Rom, 1493

Wenige Monate nach der Heimkehr des Entdeckers Kolumbus ist die neue Welt aufgeteilt worden. Papst Alexander VI. aus dem Hause der spanischen Borgias hat bestimmt, daß alle neuen Gebiete westlich des 46. Grades zu Spanien, alle östlichen zu Portugal gehören sollen — auch solche, die noch in Zukunft entdeckt werden.



Als die Spanier am 12. Okt. 1492 das unbekannte Land betraten, brachten Eingeborene ihnen Gesch

Aus dem Bordbuch des Admirals:

Erste Begegnungen mit Indianer

Rothäutige, freundliche Menschen - Für Glasperlen gaben sie Gold

Admiral Kolumbus hat über seine Reise sorgfältig Buch geführt. Am interessantesten erscheinen uns jene Stellen seines Bordbuchs, in denen er die Begegnungen mit den Eingeborenen schildert. Er nennt die Eingeborenen ›Indianer‹. Die erste Begegnung war am 12. Oktober 1492, als Kolumbus mit seinen Männern nach 70tägiger Fahrt die Insel Guanahani betrat. Dazu schreibt Kolumbus in seinem Bordbuch:

Freitag, 12. Oktober

Ich erkannte bald, daß es Leute seien, die weit eher durch Sanftmut und Güte als mit dem Schwert zu unserem heiligen Glauben bekehrt werden könnten. Deshalb war ich entschlossen, sie auf freundliche Weise zu gewinnen. Einigen von ihnen gab ich farbige Kappen und Halsketten aus Glas sowie andere Kleinigkeiten von geringem Wert. Diese Geschenke bereiteten ihnen große Freude und machten sie rasch zu Freunden. Sie kamen an unsere Schiffe geschwommen, brachten uns Papageien, Garnknäuel, hölzerne Spieße und andere Dinge und tauschten sie bei uns gegen Glasperlen und kleine Schellen ein. Sie nahmen, was man ihnen gab, und gaben, was sie besaßen, gern. Aber sie erschienen mir in jeder Beziehung als ein armes Volk. Männer und Frauen gehen ganz nackt.

Sie sind alle sehr gut gewachsen, haben einen schönen, zierlichen Körperbau und gewinnende Gesichtszüge. Ihr Haar ist dicht und struppig wie Roßhaar und über der Stirn kurz geschnitten bis auf einige Strähnen, die sie nach hinten werfen und lang wachsen lassen. Manche bemalen sich mit einer grauen Farbe, andere bemalen sich mit Weiß oder Rot. Einige bestreichen nur ihr Gesicht, andere nur Augen oder Nasen und manche auch den ganzen Körper. Sie tragen keine Waffen, kennen auch keine. Als ich ihnen Schwerter zeigte, griffen sie aus Unkenntnis bei der Schneide an, so daß sie sich schnitten. Sie besitzen kein Eisen. Ihre Speere sind eine Art Stöcke ohne E die mit einem Fischzahn oder anderen scharfen Spitze ende

Sie müssen gewiß gute treue Dienstboten sein, von gutem Charakter. Ich stellte daß sie alles, was ich ihnen s leicht verstehen. Auch glaube daß sie leicht zum Christe bekehrt werden könnten, da gar keiner Religion anzugeh scheinen.

Sonnabend, 13. Okt

Sie kamen in Booten, die k gerecht aus einem einzigen gehöhlten Baumstamm verfe sind. Einige dieser Schiffe sin groß, daß vierzig bis fünfzig M darin Platz haben. Ich fragte alle sehr aufmerksam aus, ob dieser Gegend Gold gibt. Ich h nämlich bemerkt, daß einige ihnen sich die Nase durchlö und durch die Öffnung ein S Gold geschoben hatten. D Zeichensprache erfuhr ich, da um die Insel herum gegen S fahren müsse, um ein Lan

◆ Fortsetzung auf S. 2

An unsere Leser

Ein neues Zeitalter

Ob dieses ›Amerika‹, wie das von Kolumbus entdeckte Land neuerdings genannt wird, nun zu Asien gehört oder ein selbständiger Kontinent ist — eins steht fest: mit der Entdeckung dieser Landstriche hat ein neuer Abschnitt der Geschichte, vielleicht ein neues Zeitalter begonnen. Viele Möglichkeiten tun sich auf. Dieses offenbar reiche und fruchtbare Land, das nur von einigen unterentwickelten Indianern bewohnt zu sein scheint, kann vielen Menschen, die in Europa kein Fortkommen mehr sehen, zu einer neuen Heimat werden. Als Kolumbus zum zweitenmal hinüberfuhr, da waren es schon 1500 Menschen, die ihn begleiteten. Die meisten suchten das Abenteuer, oder sie glaubten, auf schnelle Weise reich werden zu können. Aber einige waren auch bereit, auszuwandern und dort drüben als Siedler ein neues Leben zu beginnen.

Was aber die meisten Menschen an diesem neuen Land so sehr interessiert, das ist die Frage nach Edelmetallen. Manches spricht dafür, daß dort sehr viel Gold ist; Gold, das man möglicherweise nicht einmal erst zu schürfen braucht, sondern von den Eingeborenen gegen ein paar billige Glasperlen eintauschen kann. Dann könnte ganz Europa reich werden. Finanz-Experten sagen allerdings, daß es in Europa zu einer starken Preissteigerung, wenn nicht gar zu einer Inflation kommen müsse, wenn in Amerika tatsächlich so viel Gold gefunden würde, wie einige hoffen.

Damit berühren wir die andere Seite der Entdeckung. Das Kräfteverhältnis der abendländischen Staaten wird sich schnell verschieben. Es ist offensichtlich, daß die am Atlantik liegenden Staaten jetzt eine große Chance haben. Allen voran Spanien und Portugal. Ihnen steht der Weg offen in die Neue Welt. Andere werden ins Hintertreffen geraten. So zum Beispiel Venedig, das seine Monopolstellung im Handel mit dem Fernen Osten jetzt verloren hat. Denn soeben gelang es den Portugiesen, um Afrika herum den Seeweg nach Indien zu finden.

Die Erde ist eine Kugel

Wie der Sohn eines armen Webers weltberühmt wurde

Einen ›Ehrenhaften, besonders vertrauenswürdigen Mann‹ hat Papst Alexander VI. in seiner Teilungsbulle den Entdecker Kolumbus kurz nach dessen Heimkehr genannt. Der Name Kolumbus ist heute in aller Munde. Wer ist dieser Mann, der so plötzlich weltberühmt wurde? Wie war sein Lebensweg? Wie kam er auf den Gedanken, um die Erde zu segeln?

Christoph Kolumbus stammt aus recht bescheidenen Verhältnissen, und zu Hause mußte er tüchtig mit zupacken, um zusammen mit dem Vater den Lebensunterhalt zu verdienen. Sein Vater war Weber, und dieses Handwerk brachte sehr wenig ein. Das Geschäft des Vaters war bald trotz allen Fleißes verschuldet, und Christoph sah eine dunkle Zukunft vor sich. Da entschloß sich der junge Genuese, wie so viele Altersgenossen seiner Vaterstadt, zur See zu gehen. Er fuhr als Matrose und arbeitete nebenher als Handelsagent.

Zu jener Zeit war Kolumbus, der jetzt Ende der Vierziger ist, 22 Jahre alt. Er ist hochgewachsen und von kräftiger Statur. Damals war sein Haar noch rötlichblond. Doch schon mit dreißig Jahren hatte Kolumbus graues Haar.

Als Sohn eines Händlers hatte er lesen, schreiben und rechnen gelernt. Als Matrose werden ihm nun nautische und erdkundliche Dinge vertraut.

Im Alter von 25 Jahren ging Kolumbus als Vertreter einer Genueser Firma nach Portugal. Hier lernte er eine ganz neue Welt kennen.

Portugal war schon zu jener Zeit ein mächtiger Staat, der die Zukunft auf dem Meere



Die Karavellen des Kolumbus: ›Pinta‹, ›Santa Maria‹ (Mitte) und die ›Nina‹

suchte und in neuen Ländern, die irgendwo liegen sollten und die noch niemand kannte. Man erinnerte sich an alte Weissagungen, wie zum Beispiel an den Ausspruch des lateinischen Dichters Seneca: »In späten Jahren wird eine Zeit kommen, in der das weite Meer die Verwirrung der Dinge lösen wird, und es wird ein großes Land erscheinen, und auf dem Ozean werden verhüllte Welten neu enthüllt werden.«

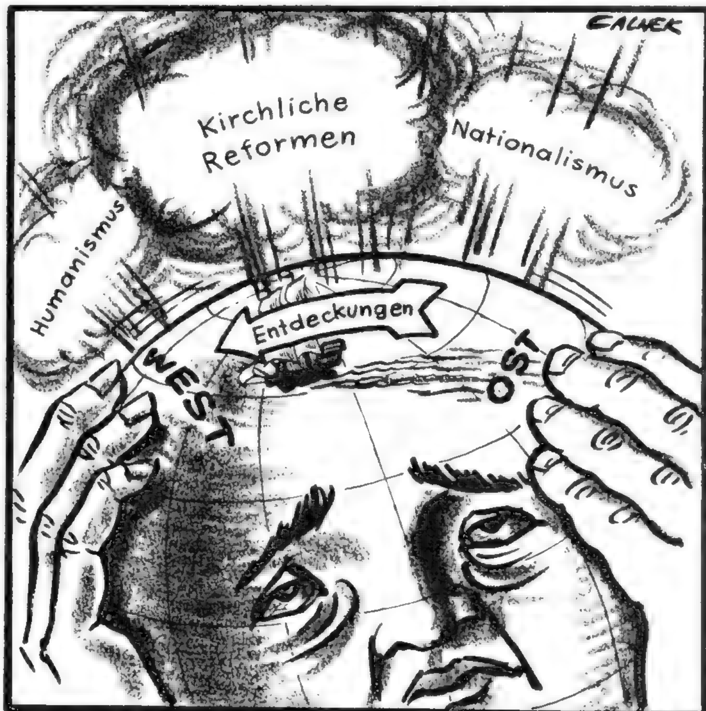
Kolumbus, der hier in die vornehme Familie der Perestrello hineingeheiratet hatte, verdiente nun seinen Lebensunterhalt mit dem Zeichnen von Landkarten. Und diese Arbeit brachte ihn auf seine große Idee.

Ausgangspunkt war die Vorstellung, daß die Erde eine Kugel ist. Daran glaubten schon damals viele Gelehrte. Ja, das hatten einst schon die Pythagoräer behauptet, und Aristoteles hatte als Beweis angeführt, daß die Erde beim Dazwischentreten zwischen Sonne und Mond einen kreisförmigen Schatten werfe. Der griechische Gelehrte Eratosthenes hatte sogar gesagt: »Wenn nicht die Größe des Atlantischen Ozeans hinderte, müßten wir von der iberischen Halbinsel aus auf demselben Breitengrad nach Indien segeln können.« Und im dreizehnten Jahrhundert schrieb der große Gelehrte Albertus Magnus: »Wir aber mit unserm gesunden Urteil nehmen an, daß ein vierter Erdteil über den Äquator hinaus vorhanden ist, der natürlich bewohnbar ist und auch wirklich bewohnt wird.«

Wenn auch im vorigen Jahrhundert Petrus von Albano und Cecco d'Adcoli verbrannt wurden, weil sie gelehrt hatten, die Erde sei eine Kugel, hatte sich die Theorie von der Kugelgestalt doch allmählich durchgesetzt. Es fehlte aber der Beweis.

Unterstützt von dem florentinischen Gelehrten Toscanelli erklärte Kolumbus sich bereit, den Beweis zu erbringen. Bei Toscanelli fand Kolumbus seine eigene Theorie, die er sich selber ergrübelt hatte, bestätigt. Im Jahre 1485 wandte Kolumbus sich mit seinem Plan an den König von Portugal. Der König war nicht abgeneigt. Aber eine Prüfungskommission lehnte ab; die Gelehrten führten aus, daß der Wasserweg nach Indien so weit sein müsse, daß er mit den heutigen Schiffen nicht zu bewältigen sei.

Sieben Jahre später konnte Kolumbus seine Fahrt dennoch antreten. Aber nun nicht für Portugal, sondern für Spanien. Und den Spaniern gehören jetzt die von ihm entdeckten Inseln.



Kopfschmerzen

Ein König, ganz in Gold gekleidet

Kolumbus auf der Suche nach Edelsteinen und Gewürzen

◆ **Fortsetzung von S. 1**

finden, dessen König große Stücke Goldes und goldene Gefäße besitze. Ich bat sie, mich dorthin zu führen, aber sie wollten nicht. Ich entschied mich, nach Südwesten zu fahren, um dort nach Gold und Edelsteinen zu suchen.

Sonntag, 14. Oktober

Bei Tagesgrauen ließ ich die Boote meines Schiffes und die Barken der anderen beiden Karavellen auf Wasser setzen und fuhr an den Küsten der Insel entlang. Bald sah ich zwei oder drei Eingeborene uns laut zurufen und Gott preisen. Andere stürzten sich ins Meer und schwammen uns entgegen. Sie fragten uns, ob wir geradewegs vom Himmel kämen. Ein Greis stieg zu mir ins Boot, und andere riefen: »Seht doch diese Männer, die vom Himmel herabgestiegen sind, und bringt ihnen zu essen und zu trinken!«

Sollten Eure Hoheit befehlen, alle Inselbewohner nach Kastilien zu bringen oder sie auf der eigenen Insel als Sklaven zu halten, so wäre dieser Befehl leicht durchführbar. Denn mit fünfzig Mann könnte man sie völlig niederhalten und mit ihnen anfangen, was man nur wollte.

Dienstag, 16. Oktober

Die Fische sind hier von den unsrigen erstaunlich verschieden. Einige gleichen Hähnen von der schönsten Farbenpracht; es gibt blaue, gelbe, rote, bunte; andere zeigen die prächtigsten Tönungen und Formen, so daß jedermann sein Entzücken daran hat. Es gibt auch Wale. An Land habe ich außer Papageien und Eidechsen keinerlei Getier angetroffen, doch will ein Schiffsjunge eine Natter



Kolumbus vor dem Königspaar

oder Schlange gesehen haben. Weder Schafe noch Ziegen noch irgendein anderes Tier sah ich.

Mittwoch, 17. Oktober

Um Wasser einzunehmen, schickte ich mich an, die Insel Fernandina zu umschiffen. Ich schickte meine Leute mit Fässern zu einer Siedlung. Die Einwohner gleichen in ihrem Wuchs völlig denen der anderen Inseln. Die Matrosen berichteten, daß ihre Häuser sehr reinlich seien. Ihre Betten und die Decken, auf denen sie ausruhen, gleichen baumwollenen Netzen. Ihre Häuser sind alle zeltartig gebaut und haben sehr hohe Kamine. Wir sahen hier Schäferhunde und kleine Spürhunde.

Freitag, 19. Oktober

Als der Tag anbrach, lichtete ich die Anker, und nach drei Stunden erblickten wir im Osten eine Insel; die Indianer, die ich an Bord hatte, nannten diese Insel Saomete. Ich gab ihr den Namen Isabella.

Nach Aussage der Indianer soll dort ein König sein, der viel Gold auf seinem Körper trägt. Ich würde gern den König sehen und mit ihm sprechen, weil er nach den Aussagen der Indianer über alle benachbarten Inseln gebieten kann und ganz in Gold gekleidet sein soll.

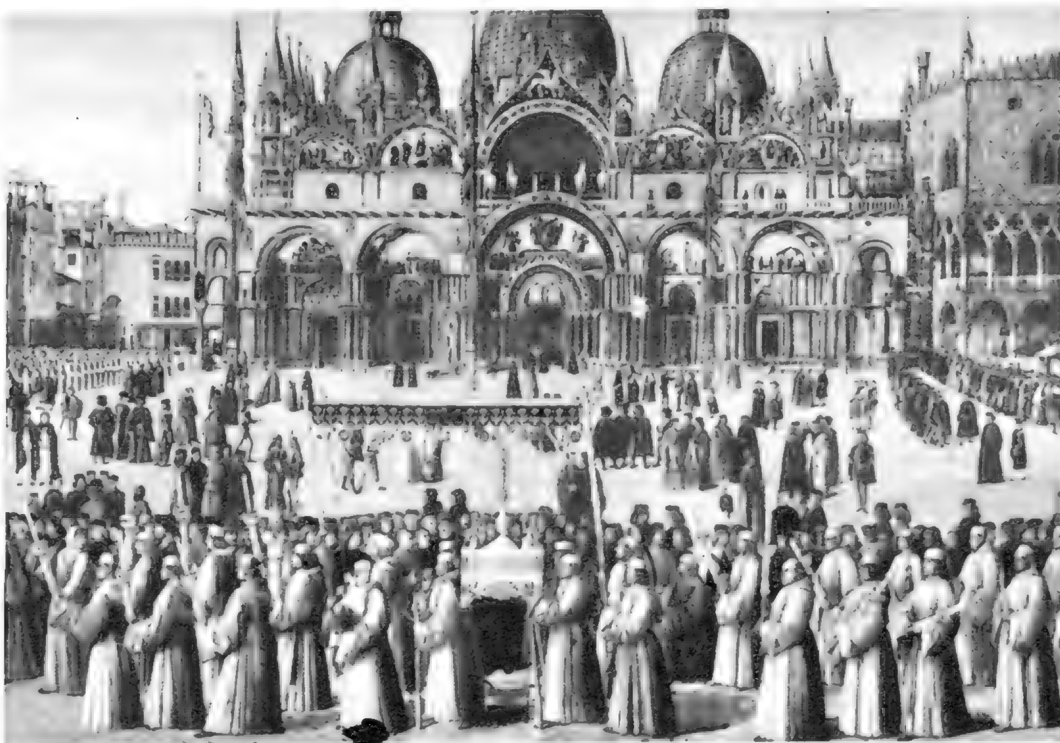
Ich schenke zwar ihrem Gerede nicht viel Glauben, weil ich sie einmal nicht recht verstehe, und dann, weil ich meine, es gibt in ihrem Land so wenig Gold, daß das wenige, das der König tragen mag, ihnen viel erscheint. Nur wenn ich irgendwo viel Gold und Gewürze fände, würde ich mich aufhalten, um eine möglichst große Menge aufzuladen und mit nach Hause zu nehmen.

Montag, 22. Oktober

Ich blieb hier in der Hoffnung, der König oder andere Leute der Insel würden kommen und mir Gold bringen. Wirklich kam eine große Menge Insulaner. Sie waren nackt und hatten sich weiß, rot und blau bemalt. Die Goldsachen, die sie in der Nase trugen, waren aber zu klein, um irgendeinen Wert zu besitzen. Sie gaben sie freiwillig für Glöckchen oder Perlen. Sie betrachteten unsere Ankunft als ein großes Wunder. Sie schienen zu glauben, wir seien vom Himmel gefallen.

Mittwoch, 24. Oktober

Gestern gegen Mitternacht habe ich die Anker gelichtet, um nach Cuba zu segeln. Nach Aussagen der Indianer muß es dort die erstaunlichsten und wundersamsten Dinge geben.



Prozession auf dem Markusplatz in Venedig: Gemälde von dem italienischen Künstler Gentile Bellini

Künstler und Forscher Leonardo

Italiens große Maler sind vorbildlich für ganz Europa

Von unserem Mitarbeiter für Kunstgeschichte

Florenz, 1506

Von Jahr zu Jahr wird deutlicher, daß die Führung in der Malerei an Italien übergegangen ist. Nach den niederländischen Brüdern Hubert und Jan van Eyck sind jetzt die italienischen Künstler die unbestreitbaren Vorbilder aller Maler.



Albrecht Dürer: Selbstbildnis

Hier, im kunstfreudigen Florenz, lebt und arbeitet Italiens wohl genialster Künstler: der etwa 55jährige Leonardo da Vinci. Gerade hat er das Porträt der Mona Lisa, der Gattin des florentinischen Edelmanns Francesco del Giocondo, vollendet. Wie alles, was Leonardo bisher schuf, zählt auch dieses Bildnis zu den bedeutendsten Kunstwerken.

Leonardo wurde in Vinci bei Empoli geboren. Er ist der Sohn eines florentinischen Regierungsnotars und eines Bauernmädchens. Seit 1472 war Leonardo in Florenz als Maler tätig, später ging er nach Mailand, wo er für das Dominikanerkloster Santa Maria delle Grazie ein großes Abendmahl-Wandbild schuf. Leonardo ist zugleich Forscher. Die genauen anatomischen Kenntnisse, die er als Forscher gewann, befähigen ihn, den menschlichen Körper anatomisch richtig zu gestalten. Auch als Bildhauer ist Leonardo berühmt. Doch scheint er auf diesem Gebiet von dem jungen Michelangelo übertroffen zu werden. Michelangelo hat für die Peterskirche in Rom die Pietà vollendet. Und hier in Florenz schuf er jetzt den riesigen David.

Seit kurzem macht hier auch ein junger Maler namens Raffael von sich reden. Er vollendete jetzt die Madonna del Granduca. Erst zwei Jahre lebt Raffael in Florenz, wo er sich an den Werken Leonardos und Michelangelos schult.

Es ist kaum möglich, alle großen Künstler unserer Zeit hier zu berücksichtigen. In einem späteren Artikel werden wir noch die bedeutendsten deutschen Maler behandeln müssen, die sich jetzt durchzusetzen beginnen. Da ist zum Beispiel der Nürnberger Albrecht Dürer, der sich augenblicklich in Venedig aufhält, wo er unter anderem die Werke Bellinis studiert. Dann Lukas Cranach, der wie Dürer auch als Kupferstecher einen Namen hat, und Matthias Grünewald.



Leonardo: Porträt der Mona Lisa

Überall wird jetzt gedruckt

Gutenberg mußte seine Werkstatt aufgeben

Nachrichtendienst der G. d. M.

Mainz, 1493

Die von Gutenberg in Mainz entwickelte Kunst des Druckens hat sich rasch über ganz Europa verbreitet. Während Gutenberg die von ihm eingerichtete Werkstatt seinem Gläubiger Johann Fust, dem er die geliehenen Gelder nicht zurückzahlen konnte, überlassen mußte, entstanden überall neue Druckereien. Gutenberg starb 1468. Die letzten Jahre lebte er von einer Rente, die der Erzbischof von Mainz ihm gewährt hatte.

Heute sind Leipzig, Köln, Basel, Nürnberg, Augsburg und Straßburg bedeutende Zentren des Buchdrucks. Etwa zwei Drittel aller in Europa veröffentlichten Bücher stammen aus Deutschland. Aber schon 1464 brachten deutsche Handwerker die Buchdruckkunst nach Italien, und schon bald wurde sie in Rom, Florenz, Bologna, Mailand und Venedig ausgeübt. Zur gleichen Zeit wurde die Buchdruckerkunst auch nach Frankreich, Portugal und England gebracht. In England wurde sie von William Caxton eingeführt, der sein Handwerk in Deutschland erlernt hat.

Zum Dichter gekrönt

Von unserem Berichterstatter

Ingolstadt, 1492

Nach der wahren Erkenntnis der Dinge, nach der Erforschung der Natur, nach der Reinheit der römischen Sprache zu streben: Das sind die Ziele, die der deutsche ›Erzhumanist‹ Conrad Celtis in seiner Antrittsrede an der Universität Ingolstadt nannte. Der Dramatiker, Lyriker und Historiker wurde vor fünf Jahren von Kaiser Friedrich III. als erster Deutscher zum Dichter gekrönt.

Aus Spanien wurden die Juden vertrieben

Von unserem Berichterstatter

Rom, 14

Papst Alexander VI. hat dem spanischen Königspaar, Fe dinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, den Ti ›Katholische Majestät‹ verliehen. Damit hat er dem Herrsche paar seine Anerkennung für den erfolgreichen Kampf geg Juden und Mauren zum Ausdruck gebracht.

Fast dreißig Jahre ist es nun her, daß Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien den Bund der Ehe schlossen. Das war zugleich ein Bund der beiden Königreiche Aragonien und Kastilien, die seitdem in Personalunion vereinigt sind. Die beiden Reiche hatten sich von dem Königreich Navarra abgetrennt, das aus der spanischen Mark Karls des Großen hervorgegangen war, die dieser zum Schutz gegen die Moslem, die die Iberische Halbinsel erobert hatten, eingerichtet hatte. Allmählich waren die Moslem dann wieder zurückgedrängt worden. 1492 eroberten Isabella und Ferdinand das letzte maurische Königreich, Granada.

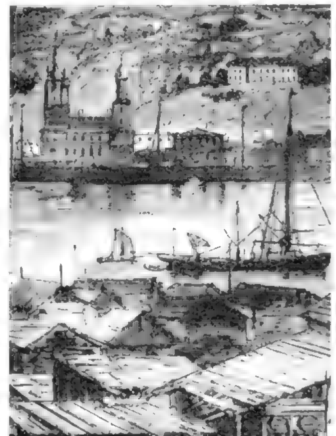
Im Kampf für das Christentum erließen Ferdinand und Isabella dann auch jene folgenschweren Beschlüsse, die sich gegen die Juden wandten. Im Jahre 1492 befahlen sie die Verbannung aller Juden aus ihren Ländern einschließlich Siziliens und Sardiniens. Die Ausführung dieses Befehls wurde von der Inquisition überwacht.

Für die Juden war das ein harter Schlag. Ein Großteil der Gelehrten wurde von ihnen gestellt. Ihnen war es zu danken, daß arabische wissenschaftliche Werke der westlichen Welt zugänglich wurden. Und jetzt wurden sie vertrieben. Viele sind nach dem Balkan gegangen, ein anderer großer Teil ging nach Polen. In England, Frankreich und Deutschland sind die Jud schon seit langem nicht me gern gesehen.

Jetzt das ›Dritte Rom

Moskau, 14

›Zar von ganz Rußland‹ ner Großfürst Iwan III. sich jet ›Zar‹ heißt Kaiser. Iwan hat (Nichte des letzten oströmisch Kaisers geheiratet und an s



Blick auf die Stadt Nowgorod

nem Hof byzantinisches Zerem niell eingeführt. Moskau will d ›Dritte Rom‹ sein. Iwan hat se Reich sehr ausgedehnt. Auch (Handelsrepublik Nowgorod g hört ihm jetzt, und er hat Mo kau von der tatarischen Tribu herrschaft befreit.

Ende der Rosenkriege

Heinrich Tudor ist König von England

Bosworth, England, 22. August 14

Englands König, Richard III., ist heute bei Bosworth, nördlich vo Leicester, von seinem Gegner Heinrich Tudor besiegt worden. R chard ist in der Schlacht gefallen. Noch auf dem Schlachtfeld wurd Heinrich Tudor zum König gekrönt. Nun nennt er sich Heinrich V

Heinrichs Sieg über den grausamen Richard und seine Partei war so vollständig, daß damit der Bürgerkrieg endlich beigelegt scheint. Dreißig Jahre lang haben sich die Parteien der Roten Rose (Haus Lancaster) und der Weißen Rose (Haus York) bekämpft. Diese ›Rosenkriege‹ haben England sehr geschwächt.

Das Haus Lancaster war im Jahre 1400 mit Heinrich IV. an die Macht gekommen, der sich gegen Richard II. aufgelehnt hatte. Sein Nachfolger, Heinrich V., der den Krieg gegen Frankreich nach kurzer Ruhepause wiederaufnahm, starb sehr früh. Sein Sohn, Heinrich VI., war damals erst ein Jahr alt. Als dann Richard von York zum Protektor des Reiches gewählt wurde — es stellte sich nämlich heraus, daß der junge Heinrich geisteskrank war —, erhob dieser Vetter des Königs Anspruch auf die Krone, und bald kam es zum Bürgerkrieg. Zwar wurde Richard 1460 bei Wakefield von der Königin Margarete besiegt — in jener Schlacht ist er gefallen —, aber seine Partei rief in London seinen Sohn als Eduard IV. zum König aus.

Jetzt nahm der Kampf zwischen den rivalisierenden Häusern heftigste Formen an. Eduard setz den geisteskranken Heinrich g fangen, wurde jedoch von Ma garete vertrieben und ging seinem Schwager Karl dem Kü nen von Burgund. Dann kehi er zurück, besiegte Margare und setzte sie gefangen und töte ihren Sohn, während Heinrich \ im Tower ermordet wurde. D nach errichtete Eduard in En land ein fast absolutes Köni tum. Als er 1483 starb, ließ F chard von Gloucester Eduar Söhne im Tower ersticken u bestieg als Richard III. selber d Thron. Jetzt wurde er vom Earl Richmond, von Heinrich Tud besiegt.

Savonarola verbrann

Florenz, 23. Mai 14

Der Bußprediger Girolamo S vonarola ist heute in Flore öffentlich verbrannt worden. D aus einer vornehmen Famil stammende Savonarola hatte si in aufrüttelnden Predigten geg den Sittenverfall im Florenz d Medicis und am päpstlichen H gewandt. Das Ziel dieses Dom nikanermönchs war eine Refor des kirchlichen Lebens.



Ein Ritter durch und durch ist Kaiser Maximilian, der hier zu Fuß in einem Turnier kämpft — ein beherzter und verwegener Draufgänger, nicht nur auf Turnieren und Jagden, sondern auch im Krieg.

Sozialer Wohnungsbau

Jakob Fugger der Reiche wurde geadelt

Von unserem Berichterstatter

Augsburg 1508

Jakob Fugger, genannt ›der Reiche‹, ist von Kaiser Maximilian geadelt worden. Der Kaiser will damit der Augsburger Kaufmannsfamilie seinen Dank und seine Anerkennung zum Ausdruck bringen für ihr Verdienst um den deutschen Handel. Die Fugger sind zur Zeit das wohl mächtigste Bankhaus in ganz Europa.

Hinter dem Schritt Maximilians scheint allerdings noch ein etwas persönlicheres Anliegen zu stekken. Es heißt, der Kaiser stehe mit Jakob Fugger in Verhandlungen, um für den Kampf gegen Venedig, gegen das er im Vorjahr mit Frankreich, Spanien und dem Papst die ›L'iga von Chambrai‹ schloß, eine sehr große Geldsumme aufzunehmen. Man spricht von 170 000 Dukaten. Immerhin ist ein Haus wie das der Fugger an einem Krieg gegen Venedig schließlich nicht so ganz uninteressiert. Waren doch die Italiener für die deutschen Handelsgeschäfte immer eine starke Konkurrenz. Die Fugger konnten erst dann zu wirklicher Bedeutung gelangen, als das florentinische Bankhaus der Medici seinen Höhepunkt bereits hinter sich hatte. Aber wie dem auch sei: Jakob Fugger hat eine Auszeichnung wirklich verdient.

Die Fugger haben in Tirol mehrere Silberbergwerke und in Ungarn einige Kupferminen. Außerdem handeln sie über ganz Europa mit Wolle, Seide und Gewürzen. In den Bergwerken aller Länder Europas verdienen die Arbeiter meist nicht viel. Nirgendwo ist die Gefahr der Entstehung eines Proletariats so groß wie in der Montanindustrie. Vielleicht sind es diese Spannungen, die Fugger auf den Gedanken brachten, in Augsburg ein soziales Wohnungsbau-Projekt zu verwirklichen. Er will Wohnungen bauen, und zwar für arme Bürger, die nur eine geringe Miete aufbringen können.



Jakob Fugger in seinem Büro Am Tisch links sein Buchhalter

Letzte Meldungen:

Deutscher Kaiser ohne Krönung

Maximilian von Habsburg hat seinen Romzug abgebrochen

Von unserem Sonderberichterstatter

Trient, 1508

Der deutsche König Maximilian von Habsburg hat seinen Romzug abgebrochen. Nur mit größter Anstrengung ist Maximilian, der sich in Rom zum Kaiser krönen lassen wollte, bis nach Trient gekommen. Söldnerscharen des Dogen von Venedig hielten die Alpenpässe besetzt. Als ihm seine Streitkräfte für einen Weitermarsch zu gering schienen, hat Maximilian sich in Trient für den Rückzug entschieden. Trotzdem will er auf den Kaisertitel nicht verzichten. Deshalb hat er beschlossen, sich den Titel Erwählter römischer Kaiser zuzulegen.



Fast fünfzig Jahre liegt es zurück, daß Maximilian getauft wurde.

Maximilian ist der erste deutsche Kaiser, der nicht in Rom gekrönt ist. Seine Entscheidung ist also ein glatter Bruch mit der Tradition. Sicher werden auch Maximilians Nachfolger auf die so kostspieligen Romzüge verzichten.

Seinen zahlreichen Gegnern hat der kampffrohe Habsburger mit seiner eigenwilligen Entscheidung einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der Papst, die Franzosen, die Spanier hatten es nur höchst ungern gesehen, daß der deutsche König nach Italien aufbrach. Und vor allem die Venezianer bangten um ihre Stellung.

Im Jahre 1486 ist Maximilian deutscher König geworden. Damals hatte er noch große Schwierigkeiten, sich in Burgund, Flandern und Luxemburg, dem Erbe seiner früh verstorbenen Frau, durchzusetzen. Zwei Jahre später hatten die aufsässigen Stände in Brügge den König gar gefangengenommen. Und erst als Kaiser Friedrich III. mit einem Reichsheer anrückte, wurde Maximilian freigegeben. Wenig später mußte er mit einem Heer in Österreich einziehen. Dort hatte Matthias Corvinus, der König von Ungarn, Kaiser Friedrich aus Wien verdrängt. Bei Stuhlweißenburg siegte Maximilian über ein ungarisches Heer. Und im darauffolgenden Frieden zu Preßburg wurde ihm vom Ungarnkönig die Nachfolge zugesichert, falls die Ungarndynastie im Mannesstamm erlöschen sollte.

In der Innenpolitik arbeitet Maximilian noch immer an einer Reichsreform. Es wurden ein ewiger Landfriede verkündet, ein vom König unabhängiges Reichskammergericht eingesetzt, und der ›Gemeine Pfennig‹ als allgemeine Reichssteuer eingeführt. Damit sollen die Kosten für ein Söldnerheer aufgebracht werden.

Kolumbus starb in Vergessenheit

Das von ihm entdeckte Land heißt jetzt ›Amerika‹

Valladolid, Spanien, 21. Mai 1506

Admiral Christoph Kolumbus ist heute in Valladolid gestorben. Krank und erschöpft von den großen Strapazen seiner vierten und letzten Entdeckungsreise, lebte er hier in stiller Zurückgezogenheit, ignoriert und vergessen von der Welt und den Mächtigen, die ihn einst mit Ehren überschüttet hatten.

Im September 1493 war Kolumbus mit 17 Schiffen und 1500 Mann und vielen Tieren und Ausrüstungsgegenständen für eine Kolonisierung zu seiner zweiten Reise aufgebrochen. Am 22. November erreichte er Santa Domingo, wo er auf seiner ersten Reise in La Navidad ein Fort errichtet und 44 Mann zurückgelassen hatte. Hier begann er mit der Kolonisierung.

Auf seiner dritten Fahrt entdeckte Kolumbus eine Insel, die er Trinidad nannte. Als er dann wieder nach Santa Domingo zurück kam, fand er die Siedler in hellem Aufruhr.

Inzwischen hatte man in der Heimat bei Hofe gegen den Admiral heftig intrigiert. Als dann noch ungünstige Berichte über den Fortgang der Kolonisierung eintrafen, sahen Ferdinand und Isabella sich veranlaßt, Francisco Bobadilla als Statthalter und Richter nach Santa Domingo zu schicken. Bobadilla ließ bei seiner Ankunft den Admiral und Vizekönig Kolumbus sofort verhaften. Dann schickte er ihn in Ketten nach Spanien zurück. Der König aber setzte Kolumbus in seine alten Ehren wieder ein.

Immer noch bemüht, seiner Königin Isabella treu zu dienen, brach Kolumbus am 9. Mai 1502 mit vier Karavellen und 150 Mann zu seiner vierten Reise auf. Diesmal erreichte er Honduras. Bei der Suche nach einer Durchfahrt nach einem Meer im Westen erlitt er Schiffbruch. Die Rückreise war voller Strapazen, und am 7. November 1504 traf Kolumbus krank in Spanien ein. Von jener Krankheit erholte er sich bis zu seinem Tode nicht wieder.

Bis zuletzt hat Kolumbus geglaubt, daß er die Küsten Indiens erreicht habe. Inzwischen aber hatte der Portugiese Vasco da Gama wirklich den Seeweg nach Indien gefunden. Er war um Afrika gesegelt und hatte den Indischen Ozean überquert und schließlich die vorderindische Küste erreicht. Das war im Jahre 1498. Fünf Jahre später wiederholte Vasco da Gama die Reise, und 1504 wurde er — nun als Vizekönig — ein drittes Mal nach Ostindien gesandt. Heute hat Portugal dort zahlreiche Plätze belegt, die mit der Heimat in regelmäßigem Handelsverkehr stehen.

Im Jahre 1500 geriet ein anderer Portugiese, namens Cabral, mit seiner Ostindienflotte in die Äquatorialströmung. Sie trieb ihn an ein unbekanntes Land, das er ›Terra da Santa Cruz‹ nannte. Auch das gehört nun den Portugiesen.

Für die von Kolumbus entdeckten Inseln und Landstriche hat sich in den letzten Jahren der Name ›Amerika‹ durchgesetzt, und zwar nach dem Florentiner Amerigo Vespucci, der dorthin mehrere Male gefahren war.

Vorbild für Machiavelli

Der ›Gewaltmensch‹ Cesare Borgia ist tot

Von unserem Berichterstatter

Viana (Spanien) 1507

In Spanien ist im Dienst des Königs von Navarra der Herzog der Romagna Cesare Borgia gefallen. Cesare galt als ein rücksichtsloser Gewaltmensch.

Nur 32 Jahre ist Cesare Borgia alt geworden. Er war ein natürlicher Sohn Papst Alexanders VI. Mit achtzehn wurde er Kardinal. Wenig später erhielt er den Titel eines Herzogs von Valentinois. Mit rücksichtsloser Brutalität unterwarf er sich die meisten kleinen Machthaber der Romagna. Schließlich mußte er aber seine Eroberungen an Papst Julius II. wieder ausliefern. Cesare hatte viele Feinde, aber wohl ebenso viele Verehrer und Bewunderer. Für diese war er ein Vorbild des modernen Menschen, dem es in erster Linie darum geht, eine starke Individualität zu sein und Macht und Einfluß zu gewinnen. Besonders bewundert wird Cesare noch jetzt von dem jungen Staatsmann Machiavelli.

Dieselbe rücksichtslose Haltung, die Machiavelli an Cesare so sehr bewunderte, findet sich auch bei Lukrezia Borgia, dem jüngeren Kind Papst Alexanders. Diese 27jährige sehr intelligente Frau, die in dritter Ehe mit dem Herzog von Ferrara verheiratet ist, hat an ihren Hof zahlreiche Dichter und Gelehrte gezogen.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 44

Daran glaube ich

Sicher interessiert es Ihre Leser zu erfahren, daß die Autorin Mary Lavater-Sloman, deren so schönes Lebensbekenntnis in Nr. 9 abgedruckt war, in Überlingen den diesjährigen Bodensee-Literaturpreis erhalten hat, und zwar für ihre Droste-Biographie ›Einsamkeit‹. Vorher hat sie geschrieben 1955 über Friedrich Georg Jünger, 1956 über Leopold Ziegler und 1957 über Richard Beitl.

W. KLOEPPEL, Stuttgart S.

Sie verbinden Erdteile

Durch Ihren Artikel in Nr. 11 habe ich ein anschauliches Bild von der ›Vogelfluglinie‹ bekommen. Bisher hatte ich mir unter dem Wort gar nichts Rechtes vorstellen können. *Walther MARKWART, Heidenheim*

Ich lese viele Fachzeitschriften. Trotzdem ist mir der Gedanke einer Landverbindung von Nordeuropa mit Südafrika und dem Mittleren Osten und der Tunnelprojekte Gibraltar und Bosporusbrücken noch nie so deutlich geworden wie bei der Darstellung durch KRISTALL.

Ernst BERTHOLD, Freudenstadt

Für das europäische Tunnelprojekt des Ärmelkanals wollte der französische Ingenieur Philippe Mathieu, der dem Kaiser Napoleon den ersten Entwurf der Verbindung Dover—Calais vorlegte, einen Postkutschenverkehr vorschlagen. In der Mitte des Kanals, auf der Sandbank Verne, sollte Pferdewechsel sein. Der Tunnel sollte durch Öllampen beleuchtet werden.

Pierre de MALEAU, Belfort

Sir John Fowler hatte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Idee, von einer Taucherglocke aus einen Schienenweg über den Ärmelkanal zu bauen, der bei Niedrigwasser fünfzehn Meter unter dem Meeresspiegel verlaufen sollte. Wasserdichte Wagen, die er ›Wellenbrecher‹ nannte und die oben aus dem Wasser herausragten, sollten zwischen Frankreich und England verkehren.

J. B. MEULEMEESTER, Antwerpen

Atome für den Frieden

Daß KRISTALL sich aus der Diskussion über die Frage der Atombewaffnung heraushält, kann ich verstehen. Es kann und darf nicht Aufgabe einer Illustrierten ›für Unterhaltung und neues Wissen‹ sein, solche hochpolitischen Diskussionen zu führen. Dennoch finde ich, es gehöre zum ›neuen Wissen‹, mitzuteilen, was Atombewaffnung eigentlich ist. Darüber sollten Sie einmal berichten, so wie Sie über See- und Wüstenkrieg berichtet haben. Sein Urteil kann sich dann jeder selbst bilden. *Felix LENDT, Weindorf Obb.*

Sehr freuen würde ich mich, wenn KRISTALL einmal eine Artikelserie über die Entstehung und Entwicklung des Universums, unseres Planetensystems und unserer Erde im Lichte der neuesten Forschungsergebnisse bringen würde.

Gerhard KLUTH, Karlsruhe

Schwefel verbessert Wolle

In der Rubrik ›Wir notieren‹ brachte KRISTALL einen Hinweis: Schwefel im Futter verbessert Schafwolle. Als Marokkaner bin ich an diesem Thema sehr interessiert, da es hier im Atlas-Gebirge viele Schafe gibt, deren Wolle wir verwerten.

Mohamed RAHALI, Beni Tadjit, Par Midelt, Maroc

Mönche malen Ikonen

EIN REISEBERICHT / VON GERHART POHL

›Fenster zum Himmel‹ sind für den Christen des Ostens die goldglänzenden Bilder — die Ikonen. Durch ihre Pracht sieht der Fromme in das Antlitz Gottes und seiner Heiligen. Seit tausend Jahren malen Mönche auf dem Athos solche Ikone. Aber ihr Name steht auf keinem Bild, in keiner Kunstgeschichte. Durch Buße und Fasten bereiten sie sich auf ihr heiliges Handwerk vor. Gerhart Pohl erzählt in dieser letzten Folge von der Begegnung mit Malern und Gelehrten auf dem Athos.



Aufmerksam und doch entspannt vollendet dieser junge Malermönch seine Madonna-Ikone. Er malt nach uralten Vorbildern und entsagt jedem eigenen künstlerischen Streben. Holz, Pinsel, Farben sind geweiht. Foto: Halin

Wovon leben die Klöster auf dem Heiligen Berg Athos? Seit Jahrzehnten erhalten sie keine Zuschüsse mehr. Kein Mäzen — wie einst der russische Zar — wacht mit liebendem Auge über das Gedeihen der Mönchsrepublik. Und dennoch gedeiht sie: sie gedeiht durch ihre Wälder.

Ich bin kein Forstmann, wohl aber der Sohn eines Sägewerkers und habe von Kindheit an Berührung mit der deutschen Forstwirtschaft gehabt. Mein Eindruck von den Athos-Wäldern ist der einer mittelalterlich-primitiven, doch genau durchdachten Forstkultur. Nirgendwo wird Raubbau getrieben. Kahlschläge werden sogleich wieder angepflanzt. Die Baumschulen sind in tadellosem Stand. Holzkohle wird im alten Meiler-Verfahren produziert. Die Erlöse aus dem Holzverkauf müssen erheblich sein.

Ob die Klöster auf eigene Rechnung arbeiten oder ob die Erträge nach einem Schlüssel verteilt werden, habe ich nicht feststellen können. Auch die Auskünfte darüber waren vom typischen ›Ungefähr‹ des Athos. Da der Lebensstandard der einzelnen Klöster jedoch auffallend unterschiedlich ist, halte ich den Grundsatz der ›eigenen Rechnung‹ für gegeben.

Die landwirtschaftlichen und gärtnerischen Produkte einer auffällig modernen Intensivkultur dienen dem Unterhalt der Klöster und deren Arbeitern. Sie werden im allgemeinen nicht ausgeführt. Die Einfuhr, die aus dem ›Gold‹ des Holzes finanziert wird, umfaßt Mehl oder Brot (von der nahen Insel Ammouliani), Zucker, Salz, Gewürze, Kaffee, Medikamente, Zigaretten, Textilien und Schuhe.



Foto: Otto Siegn

Das Kloster Watopédi an der Ostküste des Athos ist eine der ältesten Klostergründungen auf dem Heiligen Berg (972—980). Seine Bibliothek birgt Millionenwerte: sie besitzt die griechische Urschrift des Johannes-Evangelium und das Original der Erdbeschreibung des hellenischen Gelehrten Ptolemäus



Foto: Ray Halin

Der Klosterbibliothekar in seiner Klause. Zusammen mit zwei anderen Mönchen verwahrt er die Schlüssel zu den Bibliotheksräumen. Nur wenn alle drei Mönche beisammen sind, können die Schlösser geöffnet werden. ›Keep silence‹ — um Ruhe bittet der Bibliothekar die wenigen durchreisenden Gäste.

Weitere Einnahmen erwachsen den Mönchen aus der handwerklich geschickten Herstellung von Geräten aus Holz und Horn — vor allem Devotionalien, Amuletten, auch Rosenkränzen aus kleinen Muscheln und den Ikonen.

Ein Werkzeug Gottes

»Ich sah das menschliche Bild Gottes, und meine Seele wurde gerettet.« Das Wort eines byzantinischen Heiligen des Mittelalters, Johannes von Damaskus, wird man sich einzuprägen haben, wenn man die Bildnis-Kunst der Ikone in den Kirchen und Klöstern des Athos erfassen will.

Wer als Maßstab die Kunst des Westens wählte, die auch im sakralen Werk, zumindest seit der Renaissance, den persönlichen Ausdruck des Künstlers verehrt, der würde Hunderte von Bildern des Heiligen Berges als minderwertig empfinden.

Das sind sie fraglos nicht. Nur müssen sie aus dem Blickfeld der dort herrschenden ehrwürdigen Überlieferung betrachtet werden. Der geistliche Ikonen-Maler — und nur diesen gibt es! — empfindet sich selbst nicht als Künstler in unserem Sinn, vielmehr als Werkzeug Gottes. Eines wie das andere — in Gebet und Andacht geschaffen — entsteht nach Mustern, die seit Jahrhunderten unverändert sind. Denn unveränderlich bleibt der sakrale Auftrag der Ikone: das Geheimnis der Wandlung faßbarer Materien, Holz, Stein, Leinwand, Farbe, in das unfaßbare ›Pneuma‹, den vom göttlichen Heil durchströmten Geist, aufzuschließen. Im Grunde ist die Ikonenkunst eine Art ›Fleischwerdung Gottes‹.

Die Legende des Athos erklärt den heiligen Lukas, der das erste Bild der Panagia, der Mutter Gottes, als Initiale in sein Evangelium gemalt hat, als den Schöpfer der Ikone. Das Bildnis der Allheiligen — Königin des Himmels und Helferin der Menschen — und das des Pantokrator — des allgewaltigen Christus, Bezwinger jeder Materie durch die Auferstehung — überstrahlen die Darstellungen der zahllosen Heiligen und Bibelszenen in den Kirchen des Athos. Im Gegensatz zu unserer christlichen Vorstellung, der römisch-katholischen wie evangelischen, vom ›Leidensmann‹ mit dem späten Triumph der Auferstehung, steht die Auferstehung allein im Mittelpunkt der Ostkirche, des byzantinischen Christentums.

Diese scheinbar starre Muster-Malerei ist bei genauer Betrachtung erstaunlich reich. Auf meiner Wanderung von Kloster zu Kloster habe ich Christus als machtvollen Weltbeherrscher, gütig-weisen Lehrer, strengen Sittenprediger, die Mutter Gottes als Himmelskönigin, Retterin, Gottgebärerin, demütige Magd und die Heiligen in den unterschiedlichsten Darstellungen gesehen. Offenbar ist die individuelle Gestaltungskraft mit diesem oder jenem Ikonen-Maler früherer Zeiten ›durchgegangen‹ und hat ihn zu neuen Gebilden individueller Prägung inspiriert, die aus unserer Sicht den Glanz und Ruhm der Ikonen ausmachen. Objektiv betrachtet ist der Gesamtbestand des tausendjährigen klösterlichen Kunst großartig, wenn auch die Mönche selbst dafür wenig Sinn haben, weil sie ausschließlich der Religion ergeben sind.

Die Ikone ist der Mittelpunkt der Frömmigkeit. Warum also sollte sie signiert werden? Ob sie ausgezeichnet, mittelmäßig oder schlecht ist — in jedem Fall enthält sie das Pneuma, das fortlebt. Ihm ist der sterbliche Mensch, auch der Maler, in Hingebung verpflichtet. Zwar sind auch bei uns die Kunstwerke des frühen Mittelalters nicht signiert worden wie die des Matthias Grünewald. Doch in ihnen war das individuelle Streben nach Vollendung. Es ist der Ikonenkunst der Ostkirche unbekannt. Der Pantokrator, die Panagia, der heilige Nikolaus müssen als die Träger dieses oder jenes göttlichen Mysteriums für jeden unverkennbar sein. Nur von den ›Portraitierten‹ sprechen Mönche wie Gläubige, niemals von dem Portrait selbst.

Fortsetzung nächste Seite

Mönche malen Ikonen

Fortsetzung von Seite 51

mag es noch so kunstvoll, noch so dilettantisch sein.

Auch die Athos-Maler der Gegenwart, die in einer Art Gilde familienähnlich zusammengeschlossen sind und am Südhang des Heiligen Berges wohnen, schaffen nach den uralten Mustern. Man sagt, sie mischten Weihwasser, ja winzige Reliquienteilchen in ihre Farben, und würden dadurch von göttlicher Kraft durchströmt.

In den Klöstern des Heiligen Bergs sind viele kostbare Bücher und Handschriften vorhanden — darunter Unika: einmalige Exemplare von unschätzbarem Wert. Manche würden bei einer Versteigerung in New York einen Millionenbetrag erzielen.

Und doch lachen ihre Besitzer, die Mönche, höflich-leise in ihre mächtigen Bärte oder auch laut in das Gesicht des Gastes, der sie zu sehen begehrt. Vor allem die Deutschen gelten als Büchernarren.

Dabei habe ich erlebt, wie ein Israeli, drei Italiener, zwei Engländer und ich als einziger Deutscher der Gruppe gleichermaßen sprachlos waren, als man uns die geheimen Schätze der Klosterbibliothek von Watopédi zeigte.

Kurz zuvor waren wir über Höfe, Treppen, Flure, schließlich eine schmale steile Holztreppe hinaufgeführt worden. Wir betraten eine altmodische, zudem mäßig eingerichtete und beleuchtete Bücherei, wie sie in alten ungepflegten Schlössern zu finden ist. Tücher wurden von Vitrinen gezogen, deren Scheiben staubig waren. Darunter lagen — neben anderem kaum weniger Einmaligem — die griechische Urschrift des Johannes-Evangeliums und das Originalmanuskript der Erdbeschreibung des Claudius Ptolemäus (87-165) mit den zur Legende gewordenen handgezeichneten Karten des großen Geographen und Astronomen, der, gestützt auf die antike Geographie des Griechen Strabo (65 v. Chr. - 19 n. Chr.), das erste zuverlässige Bild der damals bekannten Erdbezirke geschaffen hat.

Der Bibliothekspater zeigte sie uns gelassen. Wußte er nicht, welche Schätze er betreute? Er wußte es genau. Auch die Brüder des Klosters wissen es. Sie haben die Bibliotheksräume durch drei unterschiedliche Schlösser sichern lassen. Die Schlüssel dafür verwalten drei Mönche. Erst wenn sie beisammen sind, kann die dreifach gesicherte Tür geöffnet werden.

Und doch lächelten auch die Hüter dieser Schatzkammer des Menschengeistes über unser Staunen. Bereitwillig zeigten sie uns theologische, philosophische und historische Werke aller Zeiten und vieler Sprachen. Auch die moderne Athos-Literatur war vorhanden, darunter die Bücher der Deutschen Erhart Kästner und Karl Eller, wiewohl gerade in Watopédi kein Mönch ein Sterbenswörtchen Deutsch kann. Ich jedenfalls bin keinem begegnet.

Für den Athoniden, den Athosbewohner, sind auch die kostbarsten Bücher so unerheblich wie das Wissen, das sie ausströmen. Gewiß mißachten die Mönche Wissen nicht. Auch unter ihnen gibt es Gelehrte. Aber Wissen ist für sie nicht Macht. Ihr eigentliches Wissen ist ›überwirklich‹: die Schau des Mysteriums. Ihre Macht bleibt das Gebet der Liturgie: ›Jesus Christos, erbarme Dich meiner!‹

Darum mußten auch alle Versuche, den Heiligen Berg zu reformieren, scheitern. Auf meiner Wanderung habe ich die Ruinen einer einst mächtigen philosophischen Akademie in den Bergen über Kloster Watopédi gefunden. Hier hatte ein Mönch aus Korfu namens Eugenios Wulgaris im 18. Jahrhundert versucht, eine auf der damals modernen Welterkenntnis beruhende ›freie Philosophie‹ zu entwickeln. Der Zustrom war groß; die Akademie blühte auf. Doch die Athos-Mönche ruhten nicht, bis Wulgaris und sein großzügiges Unternehmen zerstört waren.

Da sitze ich auf einem Mauerrest der Akademie, im Dickicht unzähliger Wildblumen. Der Meerwind trägt die Klänge der hölzernen Simantra vom Kloster herauf, die zum Gebete ruft. Es ist dasselbe Gebet wie vor zweihundert, ja vor tausend Jahren, da der heilige Athanasios die erste ›Geistliche Burg‹ auf dem Athos errichtete.

Weisheit ohne Studium

Hier, auf dem Heiligen Berg, geht es wie vor tausend Jahren um Askese und Gebet. Ihre Kraft bewirkt die Läuterung von dem Allzumenschlichen des Egoismus und die verheißene Erlösung. Darum wird das Wissen gering geachtet, so daß auch grundgelehrte Väter es in Demut beiseite schieben. Selbst theologische Dispute sind kaum denkbar. Erstrebt wird ›Sophia‹ — die Weisheit. ›Hagia Sophia‹ heißt die vom Kaiser Justinian I. 537 erbaute Hauptkirche von Byzanz, die seit 1453 Moschee ist. Weisheit ist durch kein Studium zu erlangen, nur durch immerwährende Versenkung, durch die mystische Schau, bis die Erleuchtung den also Schauenden geheimnisvoll überwältigt.

Das alles ist für uns Menschen des Westens nicht ohne weiteres zu erfassen. Darum wird auch manches Halbwahre und Falsche über den angeblichen ›Verfall‹ der Mönchsrepublik berichtet.

Der Wanderer lernt zunächst nur den Arbeitsmönch im Kreise seiner zivilen Helfer auf den Feldern und in den Klöstern kennen. Viele sind Umgetriebene dieses Zeitalters der Weltkrise gewesen. Sie haben als Seeleute, Soldaten, Ärzte, Siedler in den Tropen ihr Dasein begonnen

und sind aus Enttäuschung oder ›auf der Suche nach einem guten Dach‹ — wie einer zu mir sagte — auf den Athos gelangt. Die bleiben, werden allmählich umgeformt. Der Vorgang ist allenthalben zu beobachten.

Im übrigen sind die eigentlichen Träger der zeitlosen Sendung jene versunkenen Schweigsamen in den Klöstern und die in Höhlen und Hütten am Steilhang des Heiligen Bergs beinahe unzugänglich hausenden Eremiten. Wer bekommt diese zu Gesicht? Wer hat ein die Seele erschließendes Gespräch mit ihnen geführt? Mag unter den ›Sichtbaren‹ des Athos dieser oder jener Mönch schwatzhaft, töricht, egoistisch, kurzum: ›verweltlicht‹ erscheinen — die ir der Gesamtheit angestrebte Nachfolge Christi, in deren Geist das Heilswerk vor tausend Jahren begonnen hat, ist noch immer zu spüren.

Mönche überwinden die Welt

Zahlen sind kein Beweismaterial gegen ein Phänomen der menschlichen Existenz, wiewohl Kritiker sie dazu verwendet haben. Was bedeuten ›leere‹ Klöster? Die Klöster des Athos sind nicht leer, wenn sie auch weit weniger Bewohner als vor den beiden Kriegen haben. Die Klöster sind auch nicht ›bettelarm‹, wie immer wieder behauptet wird. Wer wie ich je sechs köstliche Gänge zu Mittag und zu Abend, und sei es aus Anlaß eines Ministerbesuchs, in Kloster Watopédi mitgenossen hat, lächelt über solcherlei oberflächliche Berichterstattung. Freilich darf er die alltags übliche fette Bohnensuppe mit frischem Salat und Schwarzbrot, die in den Klöstern dem Wanderer geboten wird, nicht verschmähen. »Sind Sie nicht mehr hungrig?« Die Frage des Gastpaters kennzeichnet den Geist der Mönchsrepublik.

Die Klöster haben in diesem Halbjahrhundert zehntausende Morgen fruchtbaren Landes in Mazedonien, auf den griechischen Inseln, in Jugoslawien, Rumänien und Rußland verloren. Kloster Iwíron allein besaß bei Tiflis mehrere tausend Morgen besten Ackers. Aber die paradiesische Fruchtbarkeit der Halbinsel selbst ermöglicht es noch immer, die verminderte Zahl seiner Bewohner zu ernähren.

Die Kraft des Heiligen Berges wird nicht zerrinnen: Solange noch ein Mönch aus inniger Überzeugung betet: »ER ist nicht gestorben; ER lebt in meinem Herzen«, wird das Neue Jerusalem fortbestehen ...

Im Rückblick auf die unvergeßliche Wanderung über den Heiligen Berg sind mir drei zauberische Bilder haften geblieben: die paradiesische Natur, das Geheimnis der Ikone und die Schwermut der Weltüberwindung durch ein paar tausend gläubiger Christen unserer Zeit im Zeichen der Askese und des Gebets.

— ENDE —



Varner heißt der tyrannische Plantagenbesitzer, der in dem Centfox-Film ›Der lange heiße Sommer‹ (nach dem Roman ›Das Dorf‹ des amerikanischen Schriftstellers William Faulkner) von Orson Welles gespielt wird.

Orson Welles ›gezähmt‹?

VON DR. INGEBORG BRANDT

Als Harry Lime im ›Dritten Mann‹ wurde Orson Welles weltberühmt. Seitdem haben wir ihn auf der Bühne und in manchem Filmexperiment als Gaukler, als Außenseiter, als Querulant gesehen. Jetzt aber scheint er in dem neuen Film ›Der lange heiße Sommer‹ ein anderer geworden zu sein.

Im New Yorker Hörspielstudio der Columbia Broadcasting Gesellschaft schaukelt ein Schaukelstuhl. Das sieht gemütlich aus. Aber der Mann, der diesen Schaukelstuhl in Bewegung hält, schaut aus dunklen Brombeeraugen so gespannt auf seine Uhr, als sei das harmlos wippende Vehikel seiner Ungeduld in Wahrheit ein Gefechtsstand.

Es ist ein Gefechtsstand.

Punkt 20 Uhr gibt der Mann ein Zeichen. Tschaikowskys Klavierkonzert Nr. 1 in b-moll klingt auf, schwillt wieder ab. »Meine Hörer und Hörerinnen . . .« Der Mann im Schaukelstuhl kündigt ein Hörspiel an, das die Landung einer Marsmenschenarmee zum Thema hat. Dieses Hörspiel wurde mehr als ein Erfolg. Es wurde eine Katastrophe. Sein Regisseur hieß Orson Welles.

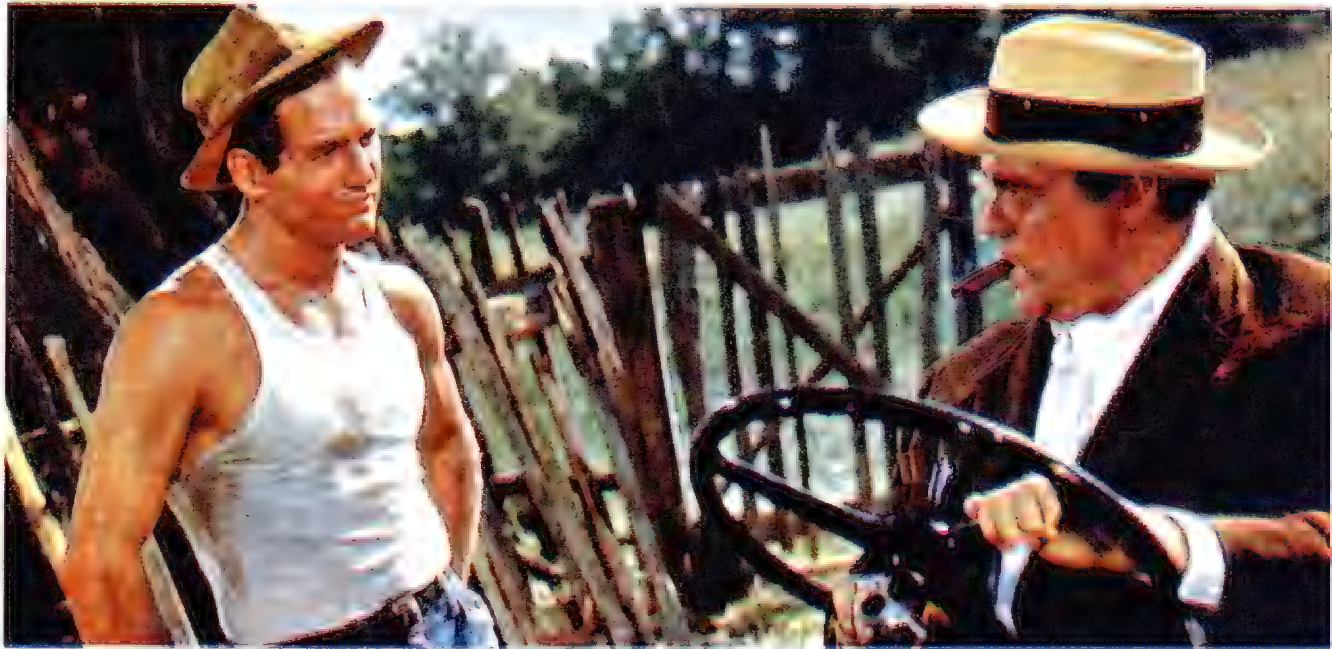
Das Stück war noch nicht zu Ende, da löste es schon eine Massenpanik aus. 1,7 Millionen Amerikaner flüchteten aus ihren Häusern, ihren Städten. Es gab Nervenschocks und Frühgeburten. Es gab Verletzte.

›Radiokrieg terrorisiert die USA.‹ So und ähnlich lauteten am nächsten Tag die Schlagzeilen. Dem Regisseur war eine Schuld nicht nachzuweisen. Er hatte seine Sendung ordnungsgemäß als Hörspiel deklariert. Er konnte nichts dafür, daß Amerika durch die Kriegspsychose 1938 ohnehin hysterisiert, auf eine Fiktion hereingefallen war. Konnte er wirklich nichts dafür?

Orson Welles war damals 23 Jahre alt. »Ich wußte nicht, was ich tat«, entschuldigte er sich bei der Polizei. Aber er wußte genau, was dieser 30. Oktober für i h n bedeutete. Er hatte den Stempel eines epochalen ›Enfant terrible‹ weg. Nachdem die Polizei ihn freigegeben hatte, sperrte Hollywood den goldenen Rachen auf. Orson Welles, damals ein Laie in Sachen Film, ließ sich einkaufen — gängeln ließ er sich nicht. Er glaubte nicht an Hollywood, er glaubte nur an sich selbst.

Nach einem Ciné-Schnellkursus und einigen Experimenten kam er als sein eigener Drehbuchautor, Star, Produzent und Regisseur mit einem Film heraus, der sich in der Technik und in der Tendenz als ein einziger Schlag gegen die Spielregeln der Traumfabrik erwies und Welles überdies die Feindschaft des allmächtigen Zeitungskönigs Hearst eintrug. In diesem Film ›Citizen Cane‹ nämlich war ein verbitterter, kontaktloser Presse-Zar mit soviel nacktem Realismus und soviel massenpsychologischer Finesse porträtiert, daß sich Hearst böswillig bloßgestellt glaubte und sich, allerdings vergeblich, um die Beschlagnahme des aggressiven Streifens bemühte. Orson Welles ließ sein rundes Kindergesicht in Unschuld strahlen und konnte wieder einmal nichts dafür. Er hatte einen guten Film gemacht und überdies Skandal.

Welles machte noch einen zweiten guten Film ›The Magnificent Am-



Foto

Das ist der Mann, den Varner (Orson Welles, rechts) für seine Tochter Clara ausgesucht hat: der Abenteurer Ben Quick. Diese Rolle spielt Paul Newman, der in Cannes dafür die ›Goldene Palme‹ erhielt.



Clara Varner (Joanne Woodward), ein Mädchen, das nichts vom Geschäftemachen, nichts von Ben Quick wissen will. Sie liebt einen anderen. Foto: Centfox



Foto: Centfox

Der Tyrann und seine Familie. Noch lächeln alle, aber gleich wird es Streit geben. Links im Bild Ben Quick (Paul Newman) und Clara (Joanne Woodward), rechts Sohn und Schwiegertochter, im Vordergrund Alan, den Clara liebt.

bersons‹, der fast ebenso gelobt wurde wie seine ›Bürger Cane‹ und ihm noch weniger einbrachte. Dann hatte er vorerst genug von der Sozialkritik, der ernsten Arbeit und den Geldsorgen. Wenn man die Welt nicht reformieren konnte, schockieren konnte man sie sicherlich!

Zwischen zwei Romanzen ließ sich der junge, rundbäuchige Bravo in einer spanischen Arena von einem irritierten Stier fast auf die Hörner nehmen. Zwischen zwei Pleiten eröffnete er einen Zirkus und sägte bald Marlene Dietrich, bald seine eigene Frau, die schöne Rita Hayworth, ungalant entzwei. Dann wieder schrieb er freche politische Artikel, gab biederen Farmersfrauen sensationelle Kochrezepte an oder trat in den Nachtklubs von Las Vegas als Zauberkünstler auf.

Noch heute liebt er es, Reportern, die ihn über seine ›künstlerischen Doktrinen‹ interviewen wollen, mit Wattebäuschchen zu traktieren, die er statt Rauchwolken rund um die Zigarre quellen läßt. Heute wie damals tut er alles, um sich vom ›Genie‹ zum Scharlatan zu degradieren und ist in keiner seiner mannigfachen Branchen unumstrittener Meister. Als ›enfant terrible‹ aber hypnotisiert er das Publikum der Welt, wie es ihm im Film nur einmal, als ›Dritter Mann‹, gelang.

In der Erbarmungslosigkeit, mit der Welles die geschundene Menschheit marionettengleich an den Drähten ihrer Nöte tanzen läßt, liegt etwas von der unschuldigen Grausamkeit des Kindes, in der Behendigkeit seiner Winkelzüge und Manöver etwas vom Spiel um des Spieles willen.

Als ›Wunderkind‹ wurde Orson Welles geboren, und zum ›enfant terrible‹ wurde er erzogen. Als er 10 Jahre alt war, hatte er mit seinem Vater bereits die ganze Welt bereist, interpretierte er Nietzsches ›Zarathustra‹, hatte er seinen Shakespeare durchgelesen und den Direktor seiner Schule so bezaubert, daß der ihn nicht nur ein Schultheater gründen und nach Belieben dirigieren ließ, sondern seine Schule nach den Angaben des kleinen Usurpators willig reformierte.

Daß Orson Welles nicht rechnen lernen wollte, bestätigte ihn nur seine Legitimität als Wunderkind. Seine These allerdings: er werde einmal so viel Geld verdienen, daß er diese profane Kunst nicht nötig habe, bestätigte sich nicht. Zwar kassierte er späterhin fabelhafte Gagen — für seine Sieben-Minuten-Predigt in Hustons ›Moby-Dick‹-Film beispielsweise 30 000 Mark — aber da er Plus und Minus nie unterscheiden lernte, blieb seine Finanzwirtschaft unrettbar chaotisch.

Nach dem Tode seiner Eltern wurde es Orson Welles in seinem Heimatort Kenosha plötzlich zu langweilig. Der 16jährige riß seinem Vormund aus nach Irland und präsentierte sich im Dubliner Gate Theatre als Star der amerikanischen Theatre Guild. Sein Alter gab er mit 25 an. Man glaubte ihm und feierte alsbald die Entdeckung der Saison.

Zuversichtlich ging er nach Amerika zurück, etablierte sich als Partner der damals führenden Schauspielerin Catherine Cornell und machte sich 20jährig als Theater-Intendant ›endlich‹ an die Realisierung seines Kindertraumes: Shakespeare, durch das Temperament des Orson Welles gesehen, als Massenschlager durchzusetzen. Er ließ den ehrwürdigen ›Julius Cäsar‹ in Faschisten-Gala auftreten, besetzte den ›Macbeth‹ mit Haiti - Negern und engagierte Medizin-Männer als Hexen.

Diese Experimente kamen Shakespeare weniger, Orson Welles jedoch um so mehr zugute. Gewiß verriß man seine Flirts mit der allerheiligsten Literatur (über einen seiner jüngeren Versuche urteilte ein kluger amerikanischer Kritiker mit einem einzigen Satz: es erweise sich hier — so sagte der Kritiker — daß Orson Welles zwar ein Genie, aber kein Talent sei); aber man genoß zugleich den Schock, die kribbelnde Provokation.

Daß es so war, bestätigte bald darauf die Wirkung seiner ›Mars-Menschen-Invasion‹. Hollywood allerdings, das Welles ›mit den Waffen Hollywoods zu schlagen‹ hoffte, legte den dynamischen Außenseiter zum mindesten vorübergehend an die Kette, wozu die Heirat mit der ›Liebesgöttin des Jahrhunderts‹, Rita Hayworth, das ihre beigetragen haben mochte.



Foto: Film-Archiv Willy Martin

Die Rolle, die Weltruhm brachte: Orson Welles als Harry Lime — in dem Film ›Der dritte Mann‹. Welles verkörperte den heruntergekommenen Abenteurer, der zum Verbrecher wird, weil ein ehrliches Leben nicht mehr lohnt.

1948 aber riß sich Welles erbittert von Traumfabrik und Traumfrau los, um für die nächsten acht Jahre als ein robuster Ahasver, 30-cm-Zigarren im Baby-Face, durchs alte Europa zu geistern. Indes sich in Amerika die Pfändungsbefehle des Fiskus stapelten, reiste und filmte Orson Welles mit leerem Portefeuille. Einmal mußte der französische Schauspieler und Schriftsteller Cocteau im Pariser Café Flore ein Taschengeld von 200 Francs für den leichtsinnigen Welles hinterlegen.

»Ein Kettenhund, der sich losgerissen hat und sich schlafen legt in einem Blumenbeet«, so schwärmte Cocteau dennoch von seinem Schuldner, »ein fleißiger Bummelant, ein Verrückter voller Weisheit, der sich betrunken stellt, nur um allein zu sein...«

Wirklich betrunken war Orson Welles, als er sich 1949 auf einem feierlichen Empfang in der französischen Botschaft in Rom in Matrosenanzug präsentierte, alle verfügbaren Whiskysorten durchschmeckte, topfguckend die Küchenmädchen durcheinander wirbelte und sich schließlich im Privatgemach des Hausherrn ungeniert aufs Ohr legte. Damals wurde sein Name in Italiens Zeitungen hundertmal so oft genannt wie der des Papstes. Aber niemand nahm ihm seine Eskapaden übel.

Ein Orson Welles genoß Narrenfreiheit. Er bluffte, machte Schulden, wechselte die Damen seines Herzens. Aber bei seinem Publikum war und blieb er beliebt.

Er will nicht ›normal‹ sein

›Wunderkinder‹ altern rasch. Ist es Zufall, Trick oder Koketterie, daß sich Welles — wie auch in seinem neuen Film ›Der lange, heiße Sommer‹ — immer häufiger auf alt und bärtig schminkt? Will er seine Unverwüstlichkeit herausstreichen, die Vitalität des Mannes, der schneller lebt als alle anderen, so schnell, daß selbst die fixe Rita Hayworth außer Atem kam und meinte, normale Männer hätten doch viel für sich. Welles ließ sich scheiden, denn normal sein wollte er um keinen Preis. Er gehört wie dereinst Malaparte oder die inzwischen leider schon gezähmten ›ärgerlichen jungen Männer‹ Englands zur bärbeißigen Gilde der Bürgerschrecks und Außenseiter. Ob er der puritanischen Moral Amerikas oder der Gewissenlosigkeit der Produzenten die Verantwortung für den ›Tod von Hollywood‹ in die Schuhe schob, ob er Nachkriegsdeutschland in einer Artikelserie des unausrottbaren Nazitums verdächtigte, nachdem er diesem Deutschland die ›schwarze Venus‹ Eartha Kitt eben als Gretchen seiner ›Faust‹ - Groteske zugemutet hatte —, er war und blieb ein Rebell gegen die Norm, ein Stachel im Fleisch seiner Zeit.

Die Mehrzahl seiner Filme — von ›Jane Eyre‹ und der ›Lady von Shanghai‹ bis zu ›Cagliostro‹ oder ›Krieg und Frieden‹ — ist heute schon vergessen, die Mehrzahl seiner Bühnenabenteuer galten als Mißerfolge. Seine Existenz aber war ein ›Schlager‹. Ist er jetzt ›alt‹ geworden, ist er ›gezähmt‹?

Es ist lange Jahre her, daß Orson Welles einen Mann 14 Stunden lang an der Fassade eines Wolkenkratzers hängen sah, indes die Masse fasziniert auf den Sturz in die Tiefe wartete. Endlich fiel der Mann. »Meine Rolle«, sagte Orson Welles damals und konzipierte die erste Szene eines letzten Films von Orson Welles mit Orson Welles als Hauptdarsteller seines eigenen Lebens. Dieser Film steht bisher aus. Vielleicht bekommt man ihn nie mehr zu sehen.

Auch Sie sind beglückt nach 17 Pfund Gewichts-Abnahme



Vor ein paar Jahren merkten viele Frauen zum ersten Mal, daß sie dicker wurden. Sie sahen in den Spiegel und fanden sich häßlich. Und meinten, alle Leute müßten sie uninteressant und unsympathisch finden. So kam es, daß viele die Lebensfreude verloren.

Sie beneideten alle Frauen, die besser aussahen. Obgleich viele schon über 40 waren, sahen sie doch viel vorteilhafter aus, weil sie schlank waren. So hatten jene Frauen viel mehr Erfolg als die anderen. Und das war bestimmt allerhand.

Deshalb versuchten viele Frauen alles mögliche, damit sie ihr Übergewicht wieder los wurden. Aber alles war vergeblich. Und die Hunger-Diät hielten sie einfach nicht aus. Sie resignierten in ihrem Zustand. Weil sie sich dazu noch ungeliebt fühlten, waren sie ganz verzweifelt und unglücklich.

Die meisten lasen dann von einer neuartigen Schlankheits-Kur, die vielen Menschen bereits geholfen hatte. Sie sahen die Bilder: Vorher — Nachher. Und lasen auch, wie einfach diese Kur war, weil sie gut schmeckte. Viele wollten nichts unversucht lassen und fingen erst auch einmal damit an. Und waren überrascht. Von der guten Wirkung!

Nach den ersten Tagen waren einige Frauen nahe daran, aufzugeben. Aber dann spürten sie das Resultat. Und das machte sie froh. So haben viele es geschafft, ihr Ideal-Gewicht und ihre Ideal-Maße wiederzugewinnen.

Auch Sie schaffen es, weil ja der Versuch nichts kostet.

Kostenloser Versuch

Damit Sie selbst feststellen können, wie gut Cocos wirkt, geben wir Ihnen die einmalige Möglichkeit, erst eine ganze Packung zu probieren. So können Sie in aller Ruhe feststellen, wie gut Ihrem Befinden diese neuartige Schlankheits-Kur tut. Sie fühlen sich nicht nur leichter an Gewicht, sondern von Tag zu Tag auch wohler und glücklicher.

Nur ein kleines Cocos-Täfelchen vor jeder Mahlzeit verhindert, daß Ihr Körper neuen Ballast ansetzt. Auf diese Weise wird zugleich Ihr Appetit reguliert. Sie spüren jedoch nicht die geringsten Hunger-Schmerzen. Vielmehr brauchen Sie Ihre täglichen Eß-Gewohnheiten kaum zu ändern. So daß Ihr Körper ausreichend mit den nötigen Vitaminen und Wirkstoffen versorgt bleibt, die so wichtig für eine gute Gesundheit sind.

Garantie: Kein Risiko!

Wie Sie sicher wissen, gibt es in Deutschland im Gegensatz zum Beispiel zu Amerika noch kein Gesetz, das genau die Angabe vorschreibt, welche Bestandteile in einem Mittel enthalten sein dürfen. Weil wir Ihnen jedoch nichts vormachen wollen, haben wir exakt jeden einzelnen Bestandteil auf der Packung angegeben, so daß Sie bei Cocos garantiert vor jeder Täuschung sicher sind.

Schmeckt gut - und wirkt nachhaltig

Weil ja viele Menschen berufstätig sind, können diese nicht jeden Tag eine Blechdose mit sich herumschleppen. Daran haben wir gedacht, als wir die Portions-Täfelchen machten. Man kann sie einfach in die Tasche stecken und überall mit hinnehmen, auch auf Reisen oder wenn man im Restaurant ist. Daß diese Täfelchen dabei noch so gut schmekken, macht ja die Kur so besonders angenehm.

Niemand sieht es Ihnen an und keinem fällt es überhaupt auf, wenn Sie diese moderne Schlankheits-Kur machen. Alle merken es erst, wenn Sie wieder so schlank geworden sind, wie sie es von Natur aus ja eigentlich immer waren.

Alles was Sie tun müssen, ist einfach den Gutschein ausschneiden. Darauf erhalten Sie eine Kur-Packung mit 42 Cocos-Täfelchen. Sie können damit in Ruhe erst einmal einen Versuch machen und haben 3 Wochen Zeit, bevor Sie sich entscheiden, ob Sie die Kur weitermachen und bezahlen wollen. Gefällt Ihnen der neue Weg zur schlanken Linie nicht, schicken Sie einfach den Rest der Packung zurück. Und der Versuch kostet Sie keinen Pfennig. Wollen Sie also schon in wenigen Wochen so schlank sein, daß Ihre beste Freundin Sie um Ihre schlanke Linie beneidet, so schreiben Sie einfach an:

COCOS, Abt. 448 CA, Hamburg 1, Postfach



Diese neuen Cocos-Täfelchen wurden zuerst in Amerika entwickelt. Heute gibt es diese moderne Schlankheits-Kur nicht nur in Deutschland, sondern in 87 Ländern der Erde. Es gibt wohl keinen besseren Beweis, daß diese moderne Schlankheits-Kur wirklich mehr hält, als Sie selbst davon erwarten.

GUTSCHEIN

Ich erhalte unverbindlich eine Original 3-Wochen-Kurpackung auf Probe.

☐ **Cocos-Täfelchen Kurpackung im Wert von 14,80 DM**
☐ **Cocos-Granulat Kurpackung im Wert von 11,50 DM**

Ich kann also 21 Tage lang einen Versuch ohne Kosten machen und danach den Rest wieder zurückschicken. Nur wenn ich zufrieden bin, behalte ich die Packung und überweise den Betrag an

COCOS, Abt. 448 CA, Hamburg 1, Postfach

NEU Cocos TÄFELCHEN

In Österreich nur Cocos-Granulat von Colex-Austria, Abt. 448 CA, Villach, Postfach 11

Nachlese im Bild



Foto: Bayerlein

Major Müncheberg, Kommodore des Jagdgeschwaders 77, mit seinem Langhaardackel ›Whisky‹. Müncheberg war der Typ des Draufgängers. Während eines Luftkampfes über Tunesien verlor seine Maschine beim Hochreißen beide Flügel. Der Pilot stürzte tödlich ab.

Die Flieger-Asse von Afrika: Sie waren Mitte Zwanzig und schauten jeden Tag ein paarmal dem Tod ins Gesicht. Sie flogen gegen die stetig zunehmende Übermacht, und die deutschen Landser unten im Sand der afrikanischen Wüste oder später in den Schützenlöchern des tunesischen Berglandes blickten aufatmend in den afrikanischen Himmel, wenn sich das Balkenkreuz gegen die Tiefflieger und Bomber mit dem amerikanischen Stern oder der britischen Kokarde stellte. »Das ist Marseille«, sagten sie, wenn sie im Glas die ›Gelbe 14‹ erkannt hatten. »Das ist Müncheberg; und das ist Baer, der Löwenvater.« Ja, sie waren die vergötterten Helden einer ganzen Armee. Heute lebt keiner von ihnen mehr.



Foto: Fritz

Jochen Marseille war das Genie unter den Jagdfliegern. Er besaß so etwas wie das absolute fliegerische Gefühl. Nach 158 Luftsiegen stürzte er wegen eines Maschinenschadens bei El Alamein ab.



Fot

Hans Baer, der Löwenvater, Gruppenkommandeur bei Müncheberg und später Kommodore des Jagdgeschwaders ›Udet‹, brachte es auf 220 Abschüsse. Er gehörte zu den überlebenden Trägern der Brillanten zum Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern.

Der Fall, der seit über hundert Jahren die Menschen bewegt:

Kaspar Hauser

EIN TATSACHENBERICHT / VON HEINZ LIEPMAN

Bis zum heutigen Tage wurde die Vermutung des Juristen Ritter von Feuerbach, die er bereits 1830 aussprach, nicht widerlegt: daß Kaspar Hauser entrechteter Erbprinz von Baden war, den man 16 Jahre lang in einem Kerker versteckt hatte. Als Hauser, 21jährig, ermordet wurde, fragte man noch eindringlicher: Wer war er wirklich? Wem stand dieser junge Mann im Wege? Unserm Autor Heinz Liepman gelang es, bisher verschlossene Quellen einzusehen. Sie überzeugten ihn davon, daß Hauser das Opfer einer skrupellosen Intriganz um die badische Thronfolge war



Fotos: K. Schnörrer/Hauser-Archiv Ansbach und Stadtarchiv Nürnberg

Großherzog Ludwig. Während er auf dem Thron von Baden saß (1818—1830), vegetierte Kaspar Hauser in dunklem Kerker. Heute glaubt man, daß Ludwig es war, der Hauser 1828 befreien ließ. Befahl er auch seinen Tod?



Foto: privat

Schloß Pilsach in der Oberpfalz, südwestlich von Nürnberg. Der heutige Eigentümer K. Merkle bestätigte uns, daß wahrscheinlich hier der Kerker von Kaspar Hauser war. Statt eines Fensters gab es nur eine schmale Luftzufuhr (Pfeil). Neun Jahre lebte das Kind Kaspar hier — betreut von dem Jagdhüter Franz Richter, der das Schlößchen für den Freiherrn von Grisebek verwaltete. Am 21. Mai 1828 befahl Großherzog Ludwig Hausers Befreiung. Am 26. Mai traf Hauser in Nürnberg ein. Über die Tage dazwischen weiß man nichts, aber sie reichten gerade für einen reitenden Boten von Karlsruhe nach Pilsach ...

Man schrieb das Jahr 1819. Ludwig saß seit dem Tod Großherzog Karls, dem Enkel Karl Friedrichs, auf dem Thron von Baden. Gräfin Hochberg, die — obgleich Ludwigs Stiefmutter — jünger war als er, wollte nicht, daß Ludwig heiratete. Wenn Ludwig es dennoch getan hätte, mit der Aussicht Kinder zu bekommen, konnte die Gräfin den eigentlichen Thronfolger, den ältesten Sohn Karls, aus seiner Verbannung holen und ihn als wahren Erben des badischen Throns proklamieren. Aber Ludwig war ohnehin dem Charme der Gräfin Hochberg vollständig verfallen. Außerdem war er schon derart tief in das Netz verstrickt, das die Gräfin gesponnen hatte, um ihren Kindern das Erbfolgerecht auf den Thron zu sichern, daß Großherzog Ludwig nicht mehr frei handeln konnte. Schließlich verlangte die maßlose Luise Hochberg, daß er bei den europäischen Großmächten durchsetze, daß sie das Erbfolgerecht ihrer Söhne anerkannten.

Es geschah also auf den ausdrücklichen Wunsch Großherzog Ludwigs, daß auf dem Frankfurter Territorialrezess vom 10. Juli 1819 die Regierungen von England, Preußen, Rußland und Frankreich den Besitzstand und die Grenzen des Großherzogtums Baden garantierten und das Erbfolgerecht der Söhne der Gräfin Hochberg bestätigten.

Neun Tage nach dieser Proklamation der Großmächte wurde der eigentliche Erbprinz von Baden aus seinem Gefängnis im Schloß Hochsal geholt. Der ihn holte, war ein alter Freund und Günstling Großherzog Ludwigs, der ehemalige Buchhändlergehilfe und spätere Feldjäger Hennenhofer, ein großer, pockennarbiger Mann, den Ludwig vom Feldjäger zum Major befördert und ihm die Betreuung des vertauschten und eingekerkerten Erbprinzen anvertraute. Hennenhofer zögerte nicht, Helfershelfer in diesem ungeheuerlichen Verbrechen zu werden, aber er sicherte sich dagegen, eines Tages ›spurlos zu verschwinden‹: Er ließ seine Auftraggeber wissen, daß

Fortsetzung nächste Seite

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 61



Die Stuben dieser Gaststätte in Ansbach sind mit Bildern aus dem Leben Kaspar Hausers geschmückt. Nürnberg wie Ansbach, die beiden Städte, in denen Hauser gelebt hat, pflegen noch heute, 130 Jahre später, sein Andenken.

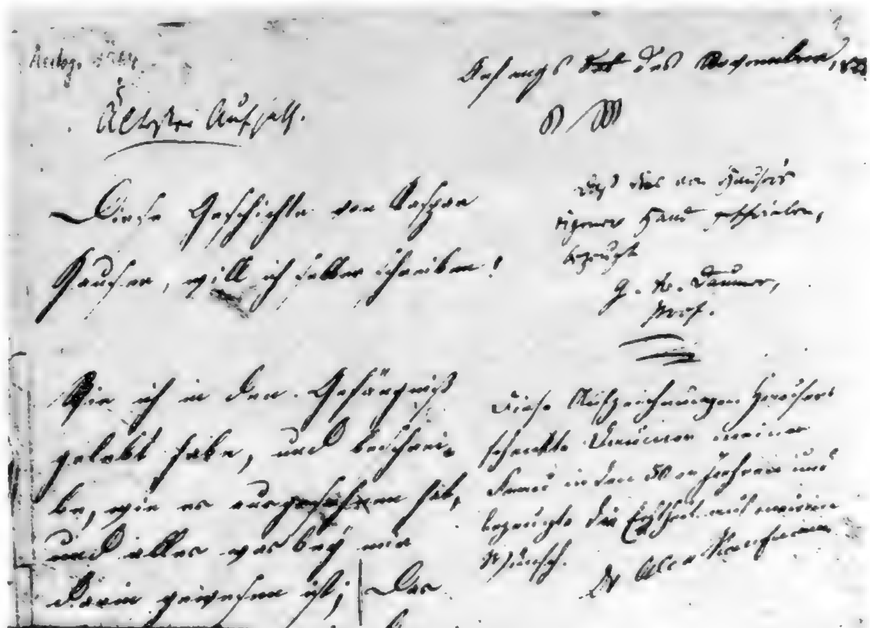
er seine ›Memoiren‹ an einem sicheren Platz deponiert habe. Sollte ihm plötzlich etwas zustoßen, dann würden diese Memoiren in Paris und Wien veröffentlicht werden. Damit hatte er Erfolg: Er machte eine ungewöhnliche Karriere. Großherzog Ludwig ernannte ihn zum Direktor in der diplomatischen Kanzlei der Großherzoglich-Badischen Regierung.

Dieser Hennenhofer erschien also Ende Juli 1819 im Schloß Hochsal bei Lauffenburg am Rhein. Er ließ sich in das unterirdische Verlies führen, in dem der beinahe siebenjährige Kasper, der wahre Erbprinz von Baden, lebte. Das Kind erhob sich schwerfällig, als der Besucher den Raum betrat. Es war groß und breit, aber kraftlos.

Beim flackernden Licht einer Kerze betrachtete Hennenhofer lange den Knaben, der ihn schweigend mit ängstlichen Augen ansah. Dies war also der Erbprinz von Baden, der Sohn von Napoleons Adoptivtochter Stephanie Beauharnais —, der Neffe des Zaren von Rußland und der Könige von Bayern und Schweden. Das Kind zitterte, es starrte in das Licht der Kerze; es hielt ein kleines bemaltes Holzpferd an seine Brust gepreßt. Aber es weinte nicht. Trotz der verfilzten Haare und des mit Schmutz verkrusteten Gesichts erkannte Hennenhofer die unverkennbaren Gesichtszüge der Familie der Zähringer-Fürsten. Es hatte die Augen, die hohe gewölbte Stirn, die durchsichtigen Schläfen des Hauses Baden.

Hennenhofer schüttelte den Kopf, nahm die Kerze und stieg die Treppe wieder hinauf in den hellen Tag.

Einige Historiker und Kriminalisten, die sich für den Fall Kaspar Hauser interessierten, haben ihre Forschungen besonders auf diesen



Dies ist der Anfang seiner Lebensgeschichte, die Hauser ein halbes Jahr nach seinem Auftauchen in Nürnberg verfaßte. Daß sie tatsächlich handgeschrieben von ihm stammt, bezeugte sein Lehrer, der Philosoph Daumer.

Besuch Hennenhofers bei dem Prinzen konzentriert. Aber nirgendwo in den vielen Dokumenten, Akten und Protokollen findet sich eine zuverlässige Erklärung, warum Major Hennenhofer, der Beauftragte der Gräfin Hochberg und des Großherzog Ludwigs, den Erbprinzen an diesem Julitag des Jahres 1819 aufgesucht hat. Was man an Hinweisen fand, ließ nur einen einzigen Rückschluß zu: Hennenhofer war beauftragt worden, das unglückliche Kind aus seinem Elend zu befreien — und es umzubringen. Die Gräfin brauchte ihn nicht mehr als Faustpfand gegenüber Großherzog Ludwig, denn das Erbfolgerecht für ihre Söhne war durch die europäischen Großmächte gesichert. Warum also sollte sie den letzten lebendigen Beweis ihrer Verbrechen am Leben lassen? Und Ludwig, der nun auf dem Thron von Baden saß, war auch daran interessiert, das Kind aus dem Wege zu schaffen, das ihm den Thron hätte streitig machen können.

Aber Hennenhofer ermordete das angstvolle Kind im Keller des Schlosses Hochsal nicht. Warum nicht? Wieder sind es nur Mutmaßungen auf Grund von Tatsachen, die darauf eine Antwort geben.

Hausers Befreiung

Man weiß, daß Major Hennenhofer den Knaben noch in derselben Nacht aus seinem Verlies holte und ihn in ein anderes Versteck brachte. Jedoch erst kurz nach dem ersten Weltkrieg gelang es, den Ort zu entdecken, an den Hennenhofer — mit größter Wahrscheinlichkeit — den kleinen Erbprinzen Ende Juli 1819 brachte. Es lag im Keller des Schlößchens Pilsach, damals im Besitz des Freiherrn von Grisebeck. Pilsach ist ein kleiner Ort bei Neumarkt in der Oberpfalz, etwa vierzig Kilometer südwestlich von Nürnberg. Freiherr von Grisebeck diente im bayerischen Heer und hielt sich nur alle paar Jahre einmal für einige Wochen dort auf. Das Schloß war unbewohnt, von einem tiefen Wassergraben umgeben und hatte einen kleinen Park. Es wurde betreut von einem Jagdhüter namens Franz Richter, der, unverheiratet, allein mit seiner alten Mutter dort lebte. Hier fiel es nicht auf, wenn in einem unterirdischen Verlies des Schlosses jemand saß. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Erbprinz von Baden während der nächsten neun Jahre seines Lebens tatsächlich hier hauste. An einem eisernen Band, das um seine Brust ging, war hinten eine Kette befestigt. Das andere Ende der Kette war in die Mauer eingelassen. Der Knabe hockte auf einem Bündel Stroh. Er wußte nicht, wann Tag war und wann Nacht. Aber jedesmal wenn er schlief, wurde ihm ein Krug mit Wasser hineingestellt und ein Laib Brot.

Die Gräfin Hochberg starb im Jahre 1820, und wahrscheinlich berichtete Major Hennenhofer erst dann dem Großherzog Ludwig, daß der kleine Erbprinz noch am Leben war. Großherzog Ludwig mußte das Verlangen des erpresserischen Mithelfers erfüllen: Major Hennenhofer wurde in den Adelsstand erhoben.

Am 18. Mai 1828 wurde Großherzog Ludwig krank: Er erlitt einen Schlaganfall und war fünf Tage lang gelähmt und konnte nicht sprechen. Die Ärzte wußten ihm nicht zu helfen. Ludwig glaubte, daß er sterben müsse. In seiner Todesangst befahl der Großherzog Hennenhofer, das unglückliche Kind freizulassen. Am 21. Mai 1828 machte Ludwig sein Testament und am 25. Mai trug Franz Richter den 16jährigen Erbprinzen nachts aus seinem Verlies in die sternenklare Nacht und schleppte ihn auf seinem Rücken bis vor die Tore Nürnbergs. Und am Nachmittag des 26. Mai, dem Pfingstmontag des Jahres 1828, wurde der Knabe den man später ›Kaspar Hauser‹

Fortsetzung nächste Seite

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 63

nannte, auf dem Unschlittplatz in Nürnberg gefunden, unfähig zu sprechen und zu laufen, ein hilfloses, erschrockenes kleines Menschentier.

Hennenhofer hatte sich einen Plan ausgedacht. Er schrieb — mit verstellter Hand — die Briefe, die man bei Kaspar Hauser in Nürnberg fand und in denen der Rittmeister der vierten ›Schwolischen Eskadron‹ gebeten wurde, den Knaben Soldat werden zu lassen.

Aber der Plan, Kaspar Hauser als Soldaten im bayrischen Heer verschwinden zu lassen, mißlang gründlich: Kaspar verschwand nicht, sondern erregte erst in Nürnberg, dann in Bayern und schließlich in der ganzen Welt Mitgefühl und Interesse an seiner dunklen Herkunft und Vergangenheit. Als sich Großherzog Ludwig von seinem Schlaganfall und seiner Reue erholt hatte, befahl er Hennenhofer, dem Aufsehen, das Kaspar erregte, und den Gerüchten um seine Herkunft ein Ende zu bereiten. Am 17. Oktober 1829 wurde das erste — mißglückte — Attentat auf Kaspar Hauser unternommen.

Kaspar wurde damals im Hause des Nürnberger Gymnasial-Professors Daumer mit Geduld und Liebe erzogen. Er lernte überraschend schnell. Im Januar 1832 schrieb Feuerbach, der bedeutendste Jurist seiner Zeit, ein geheimes Memorandum an Königin Caroline von Bayern, in dem er — lediglich auf Grund der wenigen vorhandenen Indizien und mit der unerbittlichen Logik des großen Juristen — zu dem Schluß kam, daß Kaspar Hauser der wahre Erbprinz von Baden, der Sohn des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl von Baden sein müsse. Bei der Öffnung der geheimen Staatsarchive von München und Wien, nach dem ersten Weltkrieg, wurde auch der Brief gefunden, den Königin Caroline von Bayern an ihre Tochter Elise, der Kronprinzessin von Preußen, am 20. Februar 1832, geschrieben hat. Darin schreibt sie, daß sie den Abgesandten Feuerbachs, den Gendarmerie-Oberleutnant Hickel, empfangen und mit ihm das Memorandum Feuerbachs besprochen habe. Daraufhin besorgte sich Elise ein Exemplar des Memorandums und schrieb am 11. März 1832 an ihre Schwester Amalie von Sachsen: »Der Verfasser (Feuerbach) meint .... daß Kaspar Hauser der Sohn unseres Onkels Karl sei. Ich weiß, du hast mir schon einmal in diesem Sinn gesprochen. Das Porträt dieses Unglücklichen sieht unserem Onkel Karl wirklich ähnlich. Wenn das möglich wäre! Das quält und erregt mich und ließ mich vorgestern nicht einschlafen, nachdem ich darin gelesen hatte!«

Auf die dringende Frage ihrer Tochter Elise, ob sie das Verbrechen an Kaspar Hauser für möglich halte, antwortete Königin Caroline von Bayern am 12. März 1832: »... Hauser gilt der Meinung vieler Menschen nach einstimmig als einer der beiden Söhne meines armen Bruders ... (des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl von Baden). ... Obgleich ich überzeugt bin, daß der andere Sohn keines natürlichen Todes gestorben ist, so habe ich unglücklicherweise keine Beweise, daß das Verbrechen an meines Bruders erstgeborenem Sohn (Kaspar Hauser) ausgeführt wurde ...«

Und König Ludwig I. von Bayern, der Sohn von Caroline, vermerkt am 18. Dezember 1833 in sein Tagebuch: »Mama sagte mir, Kaspar Hauser werde für einen Sohn ihres Bruders gehalten, nämlich, daß ein anderes Kind statt seiner untergeschoben worden. Daß e i n Sohn ihres Bruders vergiftet worden, ist leider kein Zweifel — der zweite Sohn, wovon der Vater selbst so überzeugt war, daß er ihn nicht öffnen ließ ...«

Am 24. Dezember 1833 schrieb König Ludwig in sein Tagebuch: »... recht leid tut mir der Tod des rechtmäßigen Großherzogs von Baden, wenn es Kaspar Hauser war, was wahrscheinlich ...«

Und schließlich schrieb König Ludwigs Schwester, Kronprinzessin Elise von Preußen, an ihre Zwillingsschwester Amalie von Sachsen, am 8. Januar 1834 aus Berlin: »Soeben habe ich von unserer guten Mutter einen Brief von zehn Seiten erhalten ... Sie berichtet nichts über ..., dafür um so mehr von Kaspar Hauser. Sie hat gewissen Verdacht. Es macht mich erstarren, wenn ich daran denke, und es steigen mir Tränen in die Augen wie bei einer Geistergeschichte ...«

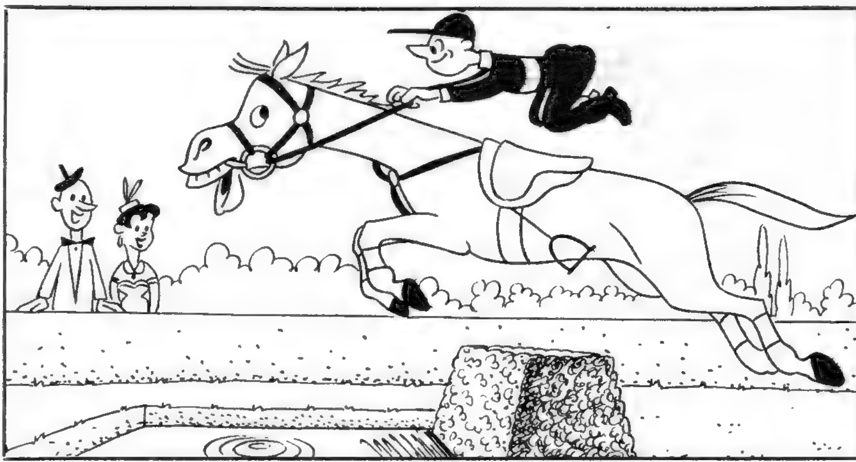
An allen Kaiser- und Königshöfen Europas wurde der Fall Kaspar Hauser leidenschaftlich diskutiert. In den Staatsarchiven finden wir Dutzende von Briefen der Könige und Fürsten, in denen der schreckliche Verdacht zuerst zögernd und dann — nachdem mehr und mehr Tatsachen entdeckt wurden — mit immer größerem Entsetzen ausgesprochen wurde.

Aber es gab auf einem europäischen Thron einen Fürsten, der nicht nur mit dem Verdacht, sondern mit dem W i s s e n, daß der schreckliche Verdacht die Wahrheit war, leben mußte: Großherzog Leopold von Baden, der 1830, nach Ludwigs Tod, den Thron bestiegen hatte. Leopold wußte, daß seine Mutter, die Gräfin Hochberg, schuldig war an dem Raub des Erbprinzen aus der Wiege, an seiner sechzehn Jahre langen Einkerkerung in einem unterirdischen Verlies — und an seinem Tod.

Als Großherzog Leopold 1852 starb, fand man in seiner Hand das Porträt des Knaben, den man Kaspar Hauser genannt hatte.

Im nächsten Heft: Der Staatsrat von Baden enthüllt die Wahrheit — Die unheimliche Rolle Lord Stanhopes.

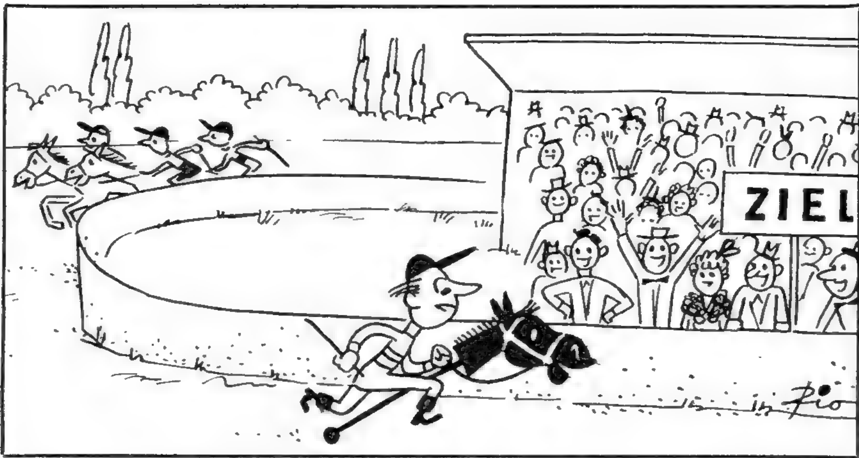




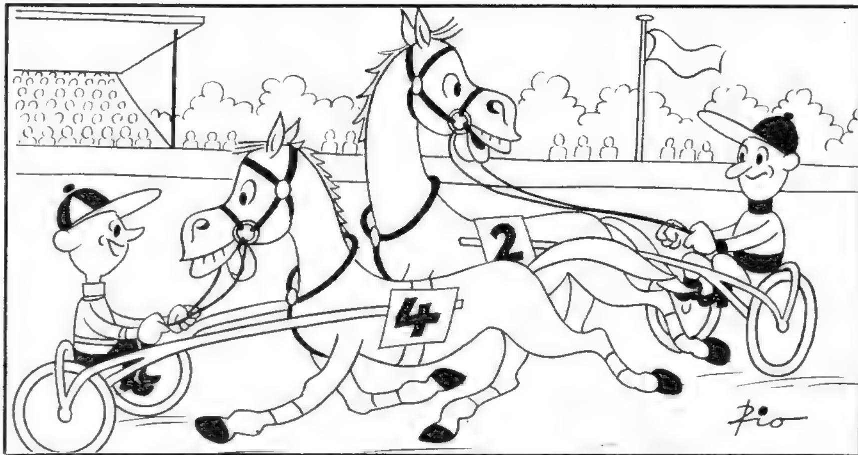
»Denkste — der fällt nicht, der macht sich nur leicht wegen dem Sprung.«

Heitere Rösselsprünge

Gezeichnet von Piotrowski



»Mein Steckenpferd ist das Pferderennen, und ich werd' es denen zeigen!«



»Ich fahre im Rücksitz als Nichtraucher. Das sind die bequemsten Plätze.«



»Ich kann nicht schwimmen — und weiß ich, ob es der Gaul gelernt hat . . .?«

Schönheit verkauft sich viel besser

EIN BILDBERICHT FÜR KRISTALL / VON INGE SCHOENTHAL



Hier wohnt Raymond Loewy in New York. Ein Sessel ist mit Fohlenfell bespannt. Ein Stierkämpferporträt schmückt die Wand. Alles ist hell und schön



Frau Viola hat mit ihren schönen Händen als Fotomodell gearbeitet. Heute beschirmt die damit ihr Töchterchen. Die Truhe birgt das Rundfunkgerät. Das Wandbild, das aufgeklappt werden kann, verdeckt den Fernsehschirm



Der Werbefachmann Raymond Loewy hat Freude an der Form. Hier faßt er mit der Hand nach einer Linse, die frei im Raum schwebt.

Häßlichkeit verkauft sich schlecht. Das erkannte ein junger französischer Ingenieur in Paris. Er ging mutig nach New York, verkündete dort seinen Grundsatz und machte ein Geschäft daraus. Heute verdient er damit, so viel er will. Unsere Mitarbeiterin Inge Schoenthal besuchte Raymond Loewy in seinem Haus an der Parc Avenue in New York. Japanisch anmutende Mattglasfenster schirmen die Räume nach der Straße ab. Goldenes Licht durchflutet sie. Alle Dinge darin sind aus edlem Material und von schöner Form. Unaufdringlich und zweckmäßig. Nach den gleichen Gesetzen konstruiert der Künstler Brotröster und Rundfunkgeräte, Lokomotiven und Inneneinrichtungen von Warenhäusern, Zigarettenpackungen, Porzellangeschirr und Autokarosserien. Er beschäftigt an die fünfhundert Menschen in seinen Büros in Paris und New York. Seine Villen stehen in Palm Beach und Hollywood. Bei Paris bewohnt er ein Schloß. *E. E.*



Auf dieser originellen Handschuh-Ablage hängte unsere Reporterin ihr buntes Halstuch in die Mitte.

Der Berliner Humorist und Fontane-Preisträger schrieb für KRISTALL:

Ein Seltsames



Es gab viele Vögel, die Onkel Aluco, und infolgedessen auch mir, ans Herz gewachsen waren: den Kranich, den Sperber, die Heidelerche, den Brachvogel, den Triel; aber am liebsten hatten wir doch die, die mit in die Großstadt gekommen waren. Es waren durchaus nicht immer besondere Vögel, und es gab in den Wäldern und an den Seen und auf den Sümpfen bestimmt repräsentativere. Doch das war es ja eben: Jene Großstadtvögel hatten der Natur den Rücken gekehrt und waren, von allen guten Geistern verlassen, dem Menschen gefolgt; und für diesen unbegreiflichen Entschluß liebten wir sie.

Wenn ich zurückdenke, drängt sich mir da zu allererst der Wanderfalk auf. Zurück — das reicht bis in die zwanziger Jahre; Berlin war damals noch schön, und auch Onkel Aluco trug sein Haar noch lang und gewellt, nicht das winzigste von ihnen war grau, und sogar einen Schnurrbart begann er sich stehen zu lassen: widerborstig und rot; und zu Hause lag ein angefangenes Manuskript auf dem Schreibtisch, es war handgeschrieben, und in krummen Druckbuchstaben stand ›Die Ernährung unserer Tagraubvögel‹ auf der ersten Seite.

Der Wanderfalk hatte seinen Stammplatz auf der Gedächtniskirche am Zoo. Er saß direkt unter dem Kreuz, und manchmal sahen wir ihn dort oben, hoch über der Autoflut, eine frisch geschlagene Taube rupfen, und die weißen Federn rieselten sanft, eine himmlische Botschaft, am Glockenturm nieder, segelten noch ein Stück den Kurfürstendamm oder die Tauentzienstraße entlang und setzten dann zögernd zur Landung an.

Wir waren mit dem Schutzmann bekannt, der hier den Verkehr regelte. Wir waren sonst gar nicht für Schutzmänner; aber diesen brauchten wir einfach. Onkel Alucos begeisterte Art, vom Wanderfalken zu reden, war auf ihn auch nicht ohne Wirkung geblieben; er setzte täglich mehrmals Leben und Stellung aufs Spiel, so oft reckte er jetzt, meist mitten im ärgsten Verkehrsgewühl, plötzlich augurenhaft lächelnd das Kinn zur Kirchturmspitze empor, wo das Falkenpaar sich unter kreischenden Liebesbeteuerungen zärtlich-zänkisch umkreiste.

Ich entsinne mich allerdings auch, daß wir wegen des Wanderfalken einmal beinah verprügelt worden sind. Es war in Hohenschönhausen, in einer Laubenkolonie, auf der Jahresversammlung des Brieftaubenzüchtervereins ›Coburger Lerche‹. Nein, Onkel Aluco war nicht eingeladen worden, wir hatten uns eingeschlichen, und als alle Referate vorbei waren, stand Onkel Aluco auf und hielt eine flammende Verteidigungsrede auf den Wanderfalken, die darin gipfelte, daß die Brieftaubenzüchter den Falken ja nur provozierten, wenn sie ihre Vögel so weite Strecken zurücklegen ließen. Wie gesagt, man schritt ziemlich rauh gegen uns ein, und auch Drohbriefe hat Onkel Aluco von jenem Tag an erhalten. Jeder andere hätte jetzt die Hände vom Wanderfalken gelassen; nicht so Onkel Aluco. Reichlich drei Jahre beschäftigte er sich noch mit den Wanderfalken auf der Gedächtniskirche; und wo sich auch nur annähernd eine Gelegenheit bot, kam Onkel Aluco auf den Wanderfalken zu sprechen.

Dann, abermals einige Jahre darauf, lagen die Anfangsseiten eines neuen Manuskripts auf dem Schreibtisch; es war wieder handgeschrieben, jetzt allerdings in etwas gelösteren Zügen, und es stand in kompakten Druckbuchstaben ›Die Ernährung unserer Tagraubvögel‹ darüber. Onkel Aluco trug das Haar jetzt nicht mehr wellig zurückgekämmt, sondern kurz und gescheitelt, und der Schnurrbart war der vorschnellen Bemerkung einer Freundin zum Opfer gefallen, die behauptet hatte, Haare unter der Nase machten bloß alt. Unser Arbeitsgebiet war der Tiergarten zwischen Brandenburger Tor und Siegesallee. Hier hauste der Waldkauz, der uns schon immer sehr nahestand und der uns jetzt, da er auch noch zum Forschungsobjekt aufgerückt war, zu höchsten Leistungen anfeuerte.

Es gab damals mehrere Waldkäuze im Tiergarten, jedoch nur ein Paar, das Onkel Alucos Anforderung, neben Ratten, Kaninchen und Mäusen auch Vögel und Insekten zu fressen, erfüllte. Aber während die anderen Paare leidlich bequem zu erreichen waren, leistete unseres sich den Luxus, im Tiergartenviertel neben dem Auswärtigen Amt, im Dachgeschoß einer leerstehenden Villa zu brüten. Das heißt, ganz leer stand die Villa nicht, ein livrierter Hausmeister bewohnte sie, der einen scharfen Schäferhund hatte. Wir standen uns nur mit dem Hund gut; seinem Herrn sah man zu deutlich an, hätte er das mit den Käuzen erfahren, sie wären die längste Zeit Villenbewohner gewesen. Doch sie schienen in Filzpantoffeln zu fliegen, so lautlos verhielten sie sich.

Wir konnten nur mittwochs aufs Grundstück, da war der Schäferhund allein zu Hause. Wir gaben ihm seine Wurst und durften uns ungehindert bewegen. Zuerst sahen wir immer nach, ob auch bei den Käuzen alles in Ordnung wäre. Meist blickte nur der runde Kopf des Männchens aus der Bodenluke hervor; die Abendsonne spiegelte sich in seinen Augen, aber es schloß sie stets uninteressiert wieder, nachdem es festgestellt hatte, daß wir es nur waren. Wir suchten dann unter den alten Eichen im Garten noch das Gewölle der Käuze zusammen, aus dem Onkel Aluco bestimmen konnte, was sie gefressen hatten, und stiegen wieder über die Mauer.

So ging das Wochen; und gerade an dem Tag, da wir mit Sicherheit wußten, die Jungen mußten ausgeschlüpft sein, war die Villa von oben bis unten erleuchtet, und Herren im Frack und Damen in großer Abendtoilette wandelten im Haus und im Garten umher. Die Käuze

Dann wurden Lampions verteilt, und die Herren stiegen lautlos in den Garten hinab. Von den bewundernden Blicken der Damen verfolgt, suchten sie sehr eifrig im Grase.

ILLUSTRATION: DIETRICH LANGE

Fest

ERZÄHLUNG / VON WOLFDIETRICH SCHNURRE

sahen wir auch, sie irrten verstört durch die geisterhaft beleuchteten Wipfel der Eichen. Da war keine Zeit zu verlieren; als wieder eine Limousine vor dem Portal hielt, schlossen wir uns schweigend den Aussteigenden an und ließen uns drin der Hausherrin melden. Es war eine sehr alte, sehr weißgepuderte, und ich glaube: schwedische Dame; sie hörte Onkel Aluco, der unversehens ins Schwärmen geriet, aufmerksam an, klopfte ihm ein paarmal zustimmend mit ihrem Fächer auf die Schulter und teilte darauf ihren prominenten Gästen in verschiedenen Sprachen mit, um was es sich handelte.

Ich habe nie wieder eine so einsichtige und disziplinierte Gesellschaft erlebt; sogleich liefen die Herren nach allen Seiten auseinander und knipsten die Kronleuchter aus, Diener brachten Kerzen herbei, die Musik verstummte, und Onkel Aluco war im Nu von einer Schar erregt flüsternder Damen umringt, die ihn im selben Tonfall um Einzelheiten über den Waldkauz bestürmten. Onkel Aluco gab auch bereitwillig Auskunft, und bald hatten sich im Musiksaal auch die übrigen Gäste um ihn versammelt; und da hielt er ihnen schon einen seiner begeisterten Vorträge über das Leben der Eulen und der Waldkäuze im besonderen.

Schwieg er mal einen Augenblick, um Luft für ein Räuspern zu holen, war nur das eifrige Tuscheln der Dolmetscher zu hören. Einmal rief allerdings auch ein Herr, der einen Frack mit einer brandroten Armbinde trug, schrill: »Schluß mit dem Unsinn!« dazwischen. Aber man zischte ihn aus, und wütend schlug er vor der lächelnden Hausherrin die Hacken zusammen und stürmte davon.

Dann wurden Lampions verteilt, und man stieg lautlos in den Garten hinab, und die Herren zogen sich ihre Handschuhe an und suchten unter Onkel Alucos Leitung, und von den bewundernden Blicken der Damen verfolgt, im Gras nach Waldkauzgewölle, dessen Bestandteile Onkel Aluco dann im weiteren Verlauf des Abends unter allgemeinem Beifallsgemurmel säuberlich zerlegte und bis aufs letzte Spitzmausschienbein bestimmte.

Später, als die jungen Villenkäuze schon lange flügge waren, gestand uns die Hausherrin einmal, sie hätte noch nie in ihrem Leben eine so interessante Gesellschaft gegeben.

An sich war Onkel Alucos Manuskript nun abgeschlossen; doch die jungen Käuze entwickelten sich zu derart ausgefallenen Insekten- und Vogeljägern, daß ihnen Onkel Aluco noch zwei weitere Jahre und vierzehn eng beschriebene Zusatzseiten widmete. Dann war auch diese Arbeit getan, und eines Tages lagen wieder zwei neue Manuskriptblätter auf dem Schreibtisch, in einer etwas fahrigeren Handschrift jetzt zwar, doch mit einem sehr sorgfältigen, nachträglich darübergesetzten Blockschrifttitel, der lautete: ›Über die Schlafgewohnheiten unserer Krähen‹. Es sollte keine sehr lange Arbeit werden; das Jahr Dreiunddreißig war eben vorüber, und es hatte den Anschein, was sich da anmeldete, würde keine sehr günstige Zeit für ornithologische Studien sein. Onkel Aluco hätte sich jetzt gern wieder einen Schnurrbart stehen lassen, denn seine Schläfen fingen bereits an, grau zu werden, und da war es ja egal, ob Haare unter der Nase älter machten oder nicht. Aber gewisse Staatsmänner hatten auch so etwas wie Haare unter der Nase, und so verzichtete Onkel Aluco und beschränkte sich darauf, das Haupthaar nun wieder intellektuell und gewellt nach hinten zu kämmen.

Der Krähentrupp, mit dem wir damals zusammenarbeiteten, wohnte keine drei Minuten von uns entfernt; aus dem Küchenfenster konnten wir ihn mit Onkel Alucos Feldstecher bequem kontrollieren. Es waren einige Platanen, die die Krähen sich ausgesucht hatten. Sie standen schräg gegenüber dem Lustgarten hart neben dem Kronprinzenpalais. Wir hatten große Angst, die dauernde Marschmusik und das Brüllen der Lautsprecherstimmen könnten die Krähen vertreiben. Doch sie sahen eigentlich nicht so aus, als ob sie sich verscheuchen ließen. Im Sommer saßen sie auf den obersten, abgestorbenen Ästen der Platanen und starrten mit heimtückisch gelassenen Parzenmienen ins Weite; es sah immer aus, als erwarteten sie etwas. Das Blattdickicht unter ihnen verbarg ihre Nester: klägliche Reisigteller, die im Herbst so heruntergewirtschaftet waren, daß man hindurchsehen konnte. Im Winter taten sie sich mit anderen Krähentrupps zusammen und zogen — schwarze, unheilträchtige Federwolken — über die schiefergrauen Dächer Berlins und weiter auf die Rieselfelder hinaus, wo wir beobachteten, wie sie sich an den Jaucherückständen sattfraßen, Hasen jagten und nachmittags dann zu Tausenden in die winzigen Erlengehölze einfielen, aus denen man sie bis weit in die Dämmerung hinein ohrenbetäubend die neuesten Schachzüge des Schicksals debattieren hörte.

Nein, es waren bestimmt keine angenehmen Geschöpfe; und doch liebten wir sie von allen unseren Großstadtvögeln am meisten. Sie hatten so etwas Abgründig-Überlegenes; Onkel Aluco nannte diese Haltung, übertreibend wie stets, sogar vorbildlich. Und tatsächlich, wenn im März dann wieder die ersten auf ihrer Platanengruppe am Kupfergraben einfielen und wir durch den Feldstecher sehen konnten, wie sie zynisch zum Lustgarten hinüberblickten, dann war uns auf eine sehr unzeitgemäße Weise zuversichtlich zumute, und wir wußten: diese Zuversicht hielt nun, jedenfalls was die Krähen anging, das ganze Jahr über an; denn schon wenige Stunden darauf kamen die Weibchen mit dem ersten Nistmaterial angeflogen, und nicht lange, und die Nester waren geflickt; und jetzt war von den Weibchen wochenlang nichts weiter zu sehen als ihre stahlblau über den Nestrand ragenden Pfannenstielschwänze.

Aber nicht nur wir liebten die Krähen; alle im Viertel liebten sie; das heißt, alle, die noch nicht Schritt

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 69

gefaßt hatten und die Fahnenaufmärsche Unter den Linden und die Demonstrationen auf dem Lustgarten lieber aus der Vogelperspektive ihrer Küchenfenster betrachteten.

Aber dann passierte es doch eines Tages: Während einer der seltenen Atempausen des Redners überflog der gesamte Krähentrupp die mikrophonstarrende Rednertribüne und, von den Lautsprechern übernatürlich verstärkt, prasselte von allen Seiten ein höhnisches, vielstimmiges Gekrächz über den Lustgarten hin. Augenzeugen berichteten uns, kaum einer der Versammelten hätte noch auf den Redner geachtet, alle hätten sich umgewendet und den Krähen nachgesehen, die langsam zu ihren Nistbäumen geflogen wären.

Onkel Aluco war sehr bestürzt. Und mit Recht; denn wenige Tage darauf schon raste die befürchtete Hiobsbotschaft durch das Viertel: Die Feuerwehr sollte die Krähenkolonie unschädlich machen.

Aber wir hatten vorgesorgt: Die Staatliche Stelle für Naturschutz wurde von der gleichen Stunde an derart mit Beschwerden überschüttet, daß sich die Herren dort keinen anderen Rat wußten, als die dutzendfach auftauchende und von Onkel Aluco mit großem Bedacht für die Krähenkolonie gewählte Bezeichnung ›Volksheiligtum‹ ihrer übergeordneten Dienststelle weiterzumelden. Diese beschloß, einen Prüfungsausschuß zu schicken, und als der über die Schloßbrücke schritt, war der Schinkelplatz, auf dem sich die Platanen erhoben, mit gut vierhundert schweigenden Menschen bedeckt, die, die Hände in den Taschen, nichts taten, als unbeweglich das gegenüberliegende Zeughaus anzustarren.

Auf die Kommission mußte das, besonders im Zusammenhang mit den hoch über den Köpfen der schweigenden Menge hockenden Krähen, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben; jedenfalls sickerte schon Stunden später dann durch, der Befehl, die Krähenkolonie unschädlich zu machen, wäre, völkischen Gesichtspunkten Rechnung tragend, zurückgenommen worden.

Onkel Aluco versuchte nun in den darauffolgenden Wochen sogleich wieder, an seinem Manuskript weiterzuschreiben; doch es war wie verhext, er kam nicht mehr 'rein, er fand einfach seinen unbefangenen Stil nicht mehr wieder.

Erst neunundvierzig stöberten wir das angefangene Manuskript in einem verlorengegangenen Luftschutzkoffer wieder auf. Onkel Alucos Haare waren jetzt wirr und eisgrau, und der Überlegung, ob Schnurrbart oder nicht, gewann er schon längst kein Interesse mehr ab. Stirnrunzelnd lief er mit den verblichenen Manuskriptseiten eine Weile im Zimmer herum. Dann holte er den Feldstecher aus dem Ofen, wo er ihn seit dem Russeneinmarsch verborgen hielt, und wir gingen in die Küche und sahen über die Ruinen und die Trümmer weg zu der Platanengruppe hinüber. Dort hockten über ihren dürftigen Reisigtellern von Nestern die Krähen und starrten mit angewidert herabgezogenen Schnabel-Lefzen zum Lustgarten und zum Marx-Engels-Platz 'rüber, wo Arbeiter gerade dabei waren, eine riesiggroße weiße Pappfriedenstaube aufzustellen. Onkel Aluco sah sie sich eine Weile nachdenklich an. »Wenn ich den Krähenaufsatz fertig habe«, sagte er dann, »werde ich wohl erst mal wieder eine längere Arbeit über den Wanderfalken schreiben.«

Und wirklich, keine drei Wochen darauf lagen die Anfangsseiten eines neuen Manuskripts auf dem Schreibtisch. Es war in einer sehr exakten und bestechend ordentlichen Handschrift gehalten und in kühnen, steilen Druckbuchstaben stand ›Die Taube im Ernährungsbild unserer heimischen Wanderfalken‹ darüber.

Giftmörderin begnadigt

Entkam in England Elizabeth Wilson dem Tode, weil Ruth Ellis starb?

Zum ersten Male seit der Hinrichtung der Ruth Ellis 1955 wurde in England jetzt wieder eine Frau, die 66jährige Elizabeth Wilson, zum Tode durch den Galgen verurteilt. Aus Habgier hatte sie kaltblütig ihre letzten zwei Ehemänner vergiftet. Nur ein Bruchteil der Stimmen, die damals für eine Begnadigung der jungen Frau Ellis flehten, wurden für Mrs. Wilson laut. Dennoch, sie hatten Erfolg: Englands Innenminister begnadigte jetzt die Mörderin zu lebenslänglicher Haft.

Damals, am 13. Juli 1955, hatte ganz England protestiert gegen den Tod der jungen hübschen Ruth Ellis. Zu hart schien die Strafe für ein Verbrechen, das jedem verständlich war: Ruth Ellis, die 28jährige Bardame, hatte aus Eifersucht ihren ungetreuen Freund erschossen. — Ruth Ellis starb, aber der ›Fall Ellis‹ lebt weiter.

Die Hinrichtung einer Frau — das widerstrebt den Beteiligten, dagegen opponieren die Menschen. Im Fall Ellis bewirkte ihr Tod eine Rechtsreform, heute kennt England die Todesstrafe nur noch in besonders bösartigen Fällen. Schon vor 35 Jahren, 1923, trieb die Hinrichtung einer Frau, der 28jährigen Edith Thompson, ihren Henker zum Selbstmord. 15 Mörder werden durchschnittlich im Jahr in England hingerichtet. Aber nach dem Fall Thompson kam 31 Jahre lang keine Frau aufs Schafott.

Einer Giftmörderin kam diese Hemmung zugute: Ruth Ellis mußte sterben, damit Elizabeth Wilson leben darf. *c. h.*



Mord aus Habgier — Begnadigung. In England wurde die 66jährige Elizabeth Wilson, die zwei ihrer Ehemänner vergiftet hat, zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Der Tod ihrer Vorgängerin schenkte ihr das Leben.

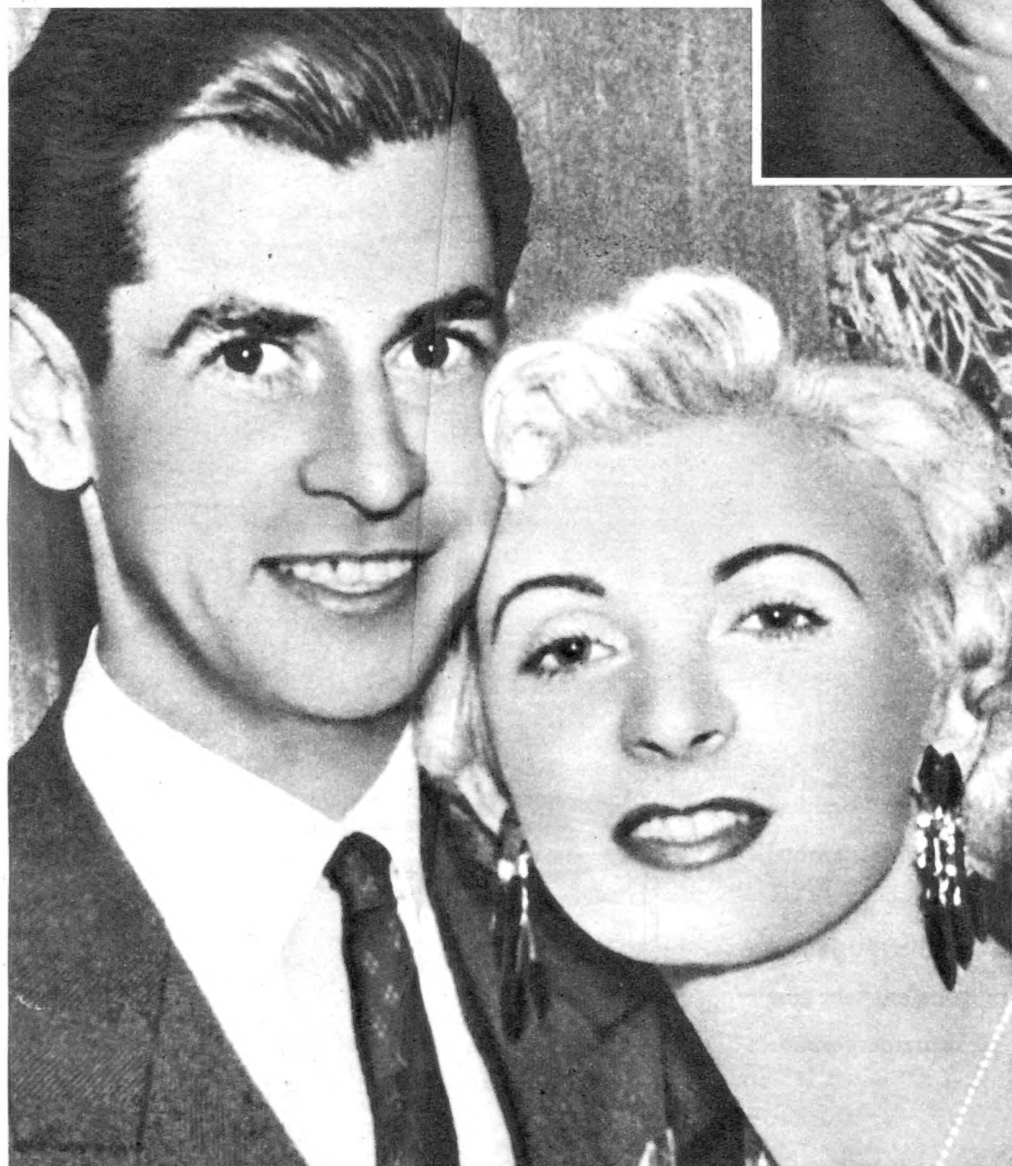


Foto: Keystone

Mord aus Leidenschaft — Todesstrafe. Die 28jährige Bardame Ruth Ellis erschoß ihren Freund, den Rennfahrer Blakeley (unser Foto), aus Eifersucht. Auf Mord steht in England die Todesstrafe. Aber die Hinrichtung dieser schönen jungen Frau 1955 erregte die Welt.



Foto: UP

Protestkundgebungen vor dem Frauengefängnis in London. Als Ruth Ellis hier hingerichtet wurde, errangen die Gegner der Todesstrafe einen Sieg: England bekam seine Rechtsreform.

Aus der Heimat der
BÄREN-MARKE

Werke
zeitgenössischer Maler
Richard Walberer:
„Nach dem Gewitter"

Kraftvolle Natur

Ein milder Sommerabend nach einem jener kurzen, erfrischenden Gewitter im Voralpenland – wie versöhnend tauchen die letzten Sonnenstrahlen Hügel und Täler noch einmal in Licht. In der Heimat der BÄREN-MARKE neigt sich der Tag seinem Ende...
Aus der köstlichen Milch der gesunden Kühe dieser Landschaft wird seit über 50 Jahren BÄREN-MARKE gewonnen. Unter sorgfältiger wissenschaftlicher Kontrolle entsteht eine Dosenmilch von reinem Wohlgeschmack. BÄREN-MARKE besitzt die würzige gesunde Kraft ihrer Heimat.

BÄREN-MARKE — die vertraute gute Dosenmilch



hergestellt
von der
Allgäuer
Alpenmilch AG
München